Die Chriſtliche Welt

Evangeliſches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigſter Jahrgang

Nr. 40 Marburg i. H., den 3. Oktober 1912

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Poſtämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergeſpaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inſerates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengeſuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inſerate Freitag früh.

Inhalt: Feuereifer — Baukünſtleriſche Aufgaben der evangeliſchen Kirche — Hoelderlins „Der Einzige“ und „Patmos“. Erſte Hälfte — Sonne — Politik und Religion. Eine Frage an den Liberalismus — Ein Laienwort zum Fall Traub. Aus Württemberg — Verſchiedenes: Eduard von Hartmann (Braun); Die Entſtehung der lutheriſchen und der reformierten Kirchenlehre (Tſchackert); Die Dienſtentlaſſung des Pfarrers Lic. G. Traub (Harnack); Was geht uns Pfarrer die Verurteilung des Pfarrers Traub an (Schiele); Predigt nach Bekanntwerden des Berliner Urteils über Pfarrer Lic. G. Traub (Landgrebe); Kirchliche Chronik (Baumgarten); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Feuereifer

Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon! Luk. 12, 49.

Welch ein verzehrender Eifer, welch eine ſchmerzliche Ungeduld ſpricht aus dieſem Worte Jeſu! Iſt das der Sanftmütige und Geduldige, der gute Hirte und getreue Weingärtner, wie ihn chriſtliche Phantaſie mit Vorliebe gemalt hat, wie er in unſern frommen Liedern lebt? O gewiß, dieſes Bild iſt nicht falſch; denn Geduld mit allem ehrlichen Ringen, Nachſicht mit jeder aufrichtigen Reue gehört zum Weſen Jeſu. Aber es iſt nur die *eine* Seite ſeines Weſens und wirkt verkehrt, wenn wir nicht die andere Seite hinzunehmen: ſeinen Feuereifer.

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden.“ Ob wir es genau mit Worten ſagen können, was Jeſus mit dieſem Feuer meinte? Die Flamme des heiligen Geiſtes; das Feuer eines Gerichts, wodurch alle Dornen verzehrt und dem Reiche Gottes die Wege gebahnt werden; eine Bewegung und Belebung der trägen, toten Geiſter, damit ſie ſich aufmachen, Gott und ſein heiliges Reich zu ſuchen? Es kommt wenig darauf an, ob wir das Bild in Worte und Begriffe überſetzen können; es genügt, wenn wir das heiße Leben ſpüren, das in dieſem Worte glüht. Der ſo ſprach, das iſt der Mann, der vom Morgen bis Abend predigte und über ſeinem Reden Eſſen und Trinken vergaß, ſodaß ſeine Angehörigen wähnten, er ſei von Sinnen; es iſt der Mann, der mit Anſpannung aller Nerven- und Gemütskraft Kranke heilte und Teufel austrieb, um dem Reiche Gottes Bahn zu brechen; es iſt der Mann, der ſtumpfen, kindiſchen Sinn mit bitterem Gleichnis geißelte und gegen Schein und Heuchelei mit Keulenſchlägen ſtritt; es iſt der Mann, deſſen Feuereifer erſt mit ſeinem Blute gelöſcht wurde.

Nein, vielmehr dieſe Flamme iſt nicht gelöſcht, ſie hat weitergebrannt in ſeiner Gemeinde, ſie hat immer aufs neue Gewiſſen und Herzen entzündet. Wohl ſcheint es bisweilen, als ſei die Flamme erſtickt; aber unter der Aſche glühen die Funken, und Gott Lob, daß ſie zu Zeiten immer wieder in heller Flamme hervorbrechen!

Und was ſagt die Chriſtenheit heute zu dieſem Feuer? Eilt ſie herbei, ſich an ſeinem Glanze zu erleuchten, ſich an ſeiner Hitze zu erwärmen? Ach, da ſind leider Viele, faſt die Allermeiſten, die ſind ſo nüchtern, ſo vorſichtig, ſo klug geworden, daß ſie wohl das gemalte Feuer loben, das geweſene Feuer verehren; aber wenn es unter ihnen ausbricht, eine gegenwärtige und lebendige Flamme, dann erſchrecken ſie vor ſeiner heißen, verzehrenden Gewalt, dann empfinden ſie nur den Rauch, der ihnen die Augen beizt, aber nicht die reinigende, erleuchtende und wärmende Macht der lebendigen Flamme; dann eilen ſie herbei, das Feuer zu dämpfen, reißen es auseinander und ſchlagen es tot.

Und doch ſagt Jeſus, er ſei gekommen, ein Feuer anzuzünden, und wartet voll Ungeduld, bis es brenne. Und doch tut uns nichts mehr not als dies heilige Feuer. Wir ſind voller Kenntniſſe, voller Gedanken und Theorien. Was uns fehlt, iſt der Feuereifer, der alle bequeme, feige Trägheit, alle unreinen ſelbſtiſchen Nebengedanken verzehrt. Nicht die offenen Gegner ſind die böſeſten Feinde unſerer großen Sache, ſondern unſere eigene Lauheit und die Kälte der großen Maſſe. Dagegen aber helfen nicht Worte und Inſtitutionen, da hilft nur der Feuereifer lebendiger Menſchen.

Darum heißt es, Gott danken, wenn er in einem lebendigen Menſchen den glimmenden Funken zur Flamme anfacht. Es heißt, Gott bitten, daß er uns ein tapferes Vertrauen gibt zu der Heilkraft dieſes Feuers, und eine feſte Geduld, die nicht erſchrickt, wenn uns auch von ſcharfem Rauch das Auge tränt. Es heißt, Gott bitten, daß er von dieſem Feuer auch in unſer Herz einen lebendigen Funken fallen laſſe. Vor allem aber heißt es Gott bitten, daß er dies Feuer in unſeren und unſerer Freunde Herzen reinige, damit unſer Reden und Handeln heilig werde und auch der ängſtliche Kleinmut ſehen muß: es iſt Feuer vom Geiſte Jeſu Chriſti. H S

Baukünſtleriſche Aufgaben der evangeliſchen Kirche

Vortrag gehalten in der Aula der Königlichen Kunſtakademie in Düſſeldorf gelegentlich des künſtleriſchen Ausbildungskurſus für evangeliſche Geiſtliche vom 4. bis 7. Juni 1912

Wer vor einigen Wochen den von Architekten des Rheinlandes und Weſtfalens beſchickten Wettbewerb um eine evangeliſche Kirche in Obercaſſel-Heerdt beſucht hat, konnte die bemerkenswerte Tatſache feſtſtellen, daß kein einziger der 116 Entwürfe von mittelalterlichen Bauformen ausgegangen war. Galt doch bis vor Kurzem der gotiſche Stil als der eigentlich kirchliche und genügte die Anwendung des Spitzbogens, um ein Bauwerk als frommen Zwecken geweiht zu charakteriſieren. Es iſt nicht anzunehmen, hierin einen Proteſt gegen die bekannte jüngſte Kundgebung eines hohen katholiſchen Kirchenfürſten zu erblicken, vielmehr darf man darin lediglich einen weiteren Fortſchritt ſehen, daß die evangeliſche Kirche gewillt iſt, auf eine erborgte Kunſtſprache zu verzichten und für ihren Kultus beſondere Ausdrucksformen zu finden. Andere kirchliche Bedürfniſſe verlangen andere Bauformen.

Es iſt nichts natürlicher, als daß der Katholizismus ſtreng bei ſeiner, den katholiſchen rituellen Anſprüchen vollkommen entſprechenden, Bauweiſe bleibt, die in jahrhundertelanger Bildung den muſtergültigen Ausdruck ſeines Weſens gefunden hat. Sein baulicher Organismus entſpricht im Innern völlig den Anſprüchen des Meßdienſtes, der allen Anweſenden ſichtbar im hohen Chor verwaltet wird und ihn zum Ausgangspunkt der ganzen Anlage macht. Da es ſich hier nicht um gute Hörbarkeit des geſprochenen Wortes, ſondern um Sichtbarkeit des Dienſtes am Altar handelt, ließen ſich die Raumverhältniſſe ins Uebermenſchliche ſteigern. Die Monumentalität des Raumes erweckte das menſchliche Gefühl hilfsbedürftiger Kleinheit und ſtärkte, als ſichtbarer Ausdruck der Autorität des Klerus, das Vertrauen auf die Kirche und ihre Heilmittel.

Die Bedingung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes, leicht verſtanden zu werden, iſt der Ausgangspunkt ſeiner Kirchenanlagen und bedingt von vornherein eine bewußte Raumbeſchränkung. Schon aus dieſem Grunde iſt es falſch und erfolglos, im evangeliſchen Kirchenbau ſich von einer Rivalität mit dem Katholizismus leiten zu laſſen. Man kann nur zu Nachbildungen in kleinerem Maßſtab gelangen und es günſtigen Falles zu anſprechenden Niedlichkeiten bringen, die bei aller echten Kunſt, beſonders aber auf ſakralem Gebiet, zu vermeiden ſind.

Die geſchilderten Stimmungsräume des Katholizismus ſind ſein ſelbſterworbener berechtigter Beſitz, deſſen poetiſcher und erhebender Wirkung ſich zu erfreuen auch uns nicht benommen iſt. Aber die Raumſtimmung, die der evangeliſche Kirchenbau zu erzielen hat, muß anderer, ich möchte ſagen, innerlicherer Art ſein. Hier ſollen keine ſehnſüchtigen Gefühle erregt werden, ſondern Willensäußerungen.

Ich möchte hier beiſpielsweiſe die in mancher Beziehung lehrreiche kirchliche Baugruppe Augsburgs erwähnen, die als Abſchluß der Maximilian-Straße in der Stadtbaukunſt einen rühmlichen Namen hat. An die katholiſche Kirche St. Ulrich ſtößt, ſich äußerlich faſt als nördliches Querſchiff darſtellend, die evangeliſche Ulrichskapelle. Beide boten, als ich unmittelbar hinter einander Zeuge feſtlicher Gottesdienſte in beiden Kirchen ſein konnte, typiſche Beiſpiele guter Erfüllung des von beiden Bekenntniſſen geſtellten Bauprogramms. Den hochgewölbten gotiſchen Dom füllte eine knieende und ſtehende Menſchenmenge, die den jubelnden Klängen der vom Orcheſter begleiteten Meßgeſänge lauſchte, die Blicke ſehnſüchtig auf den reichgeſchmückten von der Morgenſonne vergoldeten Altar gerichtet. Daneben der ſchlichte evangeliſche Gottesdienſt, den die das ganze Haus füllende Gemeinde in geſammelter Haltung beging. Ein flaches reichſtuckiertes Tonnengewölbe umfaßte hier einheitlich Raum und Verſammlung. Wandtönung und reichgefärbtes Holzwerk an Bänken, Stützen und Tribünen vervollſtändigten den ebenſo würdigen wie anheimelnden Eindruck. Dort der Ausdruck der ecclesia triumphans, hier die ſuchende Kirche der Reformation.

Ein ehrgeiziger äußerlicher Wettſtreit mit der katholiſchen Baukunſt bedeutet eine Kraftvergeudung. Er leitet von den eigenartigen Zielen der evangeliſchen Kirche ab und ſchwächt damit diejenigen Beſtrebungen, welche auf die Individualiſierung evangeliſcher Baukunſt abzielen.

Eine Neigung, an die mittelalterlichen Formen und Bauſtile anzuknüpfen, iſt an ſich verſtändlich. Aus ihr ſpricht die Sehnſucht nach der verloren gegangenen Einheit religiöſer Geiſtesverfaſſung, die der kirchlichen Organiſation jener Zeit die Kraft gab. Der Geiſt der Reformation muß mannigfache Auffaſſungen zu Worte kommen laſſen.

Dem Baumeiſter der evangeliſchen Kirche wird ein feſtſtehendes gleichmäßiges Bauprogramm, wie es der Katholizismus beſitzt, nicht geboten. Die liturgiſchen Anſprüche der lutheriſchen Richtung weichen erheblich von denjenigen der reformierten Kirche ab. Erſtere will nicht auf die ehrwürdigen Ueberlieferungen verzichten, nach denen die Choranlagen beſondere feierliche Auszeichnung erfordern. Eine ſolche Bevorzugung des Altars bringt aber mit der gleichzeitigen Betonung der wichtigen Predigtſtätte eine Zwieſpältigkeit in das Bauprogramm, die die Schaffung eines einheitlichen Bau-Organismus erſchwert.

Zwar wird kein Baumeiſter ſich in ſolchen Fragen berechtigt fühlen, die von einer Gemeinde gepflegten Ueberlieferungen eigenwillig zu durchbrechen. Aber man darf es ausſprechen, daß eine allgemeinere Aufnahme der von der reformierten Kirche geſtellten Baubedingung, bei der Bauplanung in erſter Linie die Forderungen des einfach Verſtändigen zu erfüllen, es erleichtern würde, einen eigenartigen Bautypus für evangeliſche Gottesdienſte zu finden. Wenn die reformierte Kirche in der Befolgung reiner Zweckmäßigkeit zeitweiſe ſoweit gegangen iſt, daß ihre Bauſchöpfungen auf eine gewiſſe Nüchternheit abzielten, ſo liegt dies in dem auf die Verſchiedenheit der Anſchauungen gelegten Nachdruck, der leicht zu einſeitigen Uebertreibungen verleitet. Der Baukünſtler wird es als ideal begrüßen, wenn er das Bauprogramm der reformierten Kirche mit dem geſteigerten Schönheitsbedürfnis des Luthertums vereinen darf.

In einer Vorausſetzung ſind die beiden Bekenntniſſe ſich gleich, daß der Kirchenraum nicht den äußerlichen Anſprüchen eines Klerus zu dienen hat, ſondern in erſter Linie die Verſammlungsſtätte der Gemeinde bildet, aus deren Mitte heraus der Geiſtliche ſich zu Gehör bringt.

Die örtliche Vereinigung des reformierten Altar- und Kanzeldienſtes in dieſer Mitte gibt dem ganzen Bau-Organismus einen natürlichen Brennpunkt. Wenn ein Redner im Freien vor einer Verſammlung zu ſprechen beabſichtigt, wird er ſich möglichſt mitten vor die verſammelte Menge ſtellen. Dieſem natürlichen Vorgange entſpricht die Anordnung der Kanzel in der Mittelaxe des Kirchenraumes. Man fügt ſich auch evangeliſcherſeits mehr und mehr dieſem Geſetz einfacher Logik. So zeigte der erwähnte Wettbewerb Obercaſſel in den beachtenswerteſten Entwürfen willige Berückſichtigung der reinen Zweckmäßigkeitsforderungen bei der Stellung der Kanzel, obwohl die Gemeinde nach Ausſage des Geiſtlichen mehr der lutheriſchen als der reformierten Auffaſſung zugeneigt iſt.

Die Anordnung von Kanzel und Altar beeinflußt zwingend die geſamte innere Raumaufteilung, die Anordnung der Sitze und die Anlage der Emporen, deren Vorhandenſein für eine evangeliſche Gemeindekirche durchaus charakteriſtiſch bleibt. Mit der Anordnung der gleichzeitig dem Altar und der Kanzel zugewandten Sitzreihen erfüllt man nicht nur mühelos die Forderung guten Sehens und Hörens — denn gut geſehen iſt halb gehört — ſondern man erzielt damit auch einen weſentlichen äſthetiſchen Eindruck.

Bei einer evangeliſchen Kirche muß mit der verſammelten Gemeinde in ihrer äußerlichen Anordnung künſtleriſch durchaus gerechnet werden.

Die mächtigen katholiſchen Kirchenhallen üben auch ohne die Anweſenheit Andächtiger ihre Wirkung aus, die ſelbſt durch einen etwaigen profanen Durchgangsverkehr — ich erinnere beiſpielsweiſe an St. Stephan in Wien — nicht beeinträchtigt werden kann. Die Raumwirkung einer evangeliſchen Kirche ohne verſammelte Gemeinde iſt dagegen unvollſtändig. Dem Mangel dieſer Erkenntnis iſt der Mißerfolg der Verſuche zuzuſchreiben, die Kirchen nach dem Vorbild des Katholizismus dauernd geöffnet zu halten.

Darin, daß in einer evangeliſchen Kirche alle Sehlinien bei den Kultusſtätten als dem Ausgangspunkt kriſtalliniſch ſtrahlenförmig anſetzen, wird man dann das Charakteriſtiſche einer künſtleriſch geordneten evangeliſchen Gemeinde zu erblicken haben. Es kann dabei nicht oft genug die architektoniſche Gedankenloſigkeit gerügt werden, der man auch in neueren Kirchen-Entwürfen noch häufig begegnet, in Quer- und Seitenſchiffen Sitzreihen anzuordnen, deren Sehlinien lotrecht zu denjenigen gerichtet ſind, die von den Sitzen des Hauptſchiffes zum Altar hin laufen. Dieſe Unſitte iſt aus dem hiſtoriſchen Hergange zu erklären, daß die erſten evangeliſchen Gemeinden nach der Reformation ſich in katholiſchen Kirchen einzurichten hatten und die für andere Zwecke erfundenen Räumlichkeiten wahllos durch Aufſtellen möglichſt vieler Bänke ſo ökonomiſch wie möglich auszunutzen beſtrebt waren. Es iſt nicht nötig, darauf hinzuweiſen, daß das durch die Anordnung lotrecht zu einander ſtehender Bankreihen faſt erzwungene ſeitliche gegenſeitige Beobachten und Beobachtetwerden die geſammelte Stimmung des Einzelnen ſtören muß.

Wie dieſe zu bemängelnde Bankſtellung auf die Beſchlagnahme katholiſcher Kirchen durch die jungen Gemeinden der Reformation zurückzuführen iſt, ſo hat man auch die Seitenſtellung der Kanzel damals mit in den Kauf genommen, als man bei der Neu-Einrichtung für evangeliſche Zwecke aus erklärlicher Pietät an der Form des überkommenen Hochaltars nicht rühren wollte. Die Gemeinden konnten ſich dabei mit einigem Recht auf die Anſchauung Luthers berufen, der mit der Reformation wohl eine Läuterung, nicht aber eine völlige Beſeitigung katholiſcher Gebräuche beabſichtigt hatte.

Was die Grundrißform einer evangeliſchen Kirche im Allgemeinen betrifft, ſo wird ſich, wenn es der Bauplatz zuläßt, am meiſten die ſchlichte Saalform bis zu einer Anzahl von tauſend Zuhörern empfehlen. Soll Raum für eine größere Anzahl geſchaffen werden, ſo erinnere man ſich wieder des Bildes einer Verſammlung auf freiem Felde, die ſich um einen Redner ſchart. Hier wird ſich die Mehrzahl vor ihm gruppieren, eine geringere Zahl zur Rechten und Linken und die kleinſte Zahl in nächſter Nähe hinter ihm. Er befindet ſich dann in dem Brennpunkt einer Ellipſe, mit der man ſich die Verſammlung umſchrieben denken kann. Die ſo geformte Menſchengruppe baulich zu umrahmen wird dazu führen, in nächſter Nähe der Kanzel zur Rechten und Linken des Langſchiffes breite und flache Querſchiffe anzuordnen, wodurch man zu einem Grundriß in der Form des hohen lateiniſchen Kreuzes gelangt.

Sollte es ſich hierbei zur Unterſtützung der näheren Beziehungen zwiſchen Gemeinde und Liturgus als zweckmäßig erweiſen, die vorderen Sitzreihen in die Querſchiffe hinein ſanft zu ſchwingen, ſo iſt einer ſolchen Anordnung bei einer geſchmackvollen Führung dieſer Linien der etwaige Einwurf einer profanen, zu hörſaalmäßigen Geſtaltung ſchwerlich zu machen. Wie eigenartig und künſtleriſch befriedigend geſchwungene Sitzreihen im Schiff und auf den Emporen bei ſinnfälliger Zweckmäßigkeit wirken können, bewies der Innenraum der im Jahre 1906 abgebrannten Michaeliskirche in Hamburg, die neben der Frauenkirche in Dresden mit Recht als monumentalſtes Beiſpiel ſelbſtbewußter evangeliſcher Baugeſinnung galt.

In der Dresdener Frauenkirche beſitzen wir auch das Muſterbeiſpiel einer zentralen Anlage, zu der die Ueberlieferungen der Gemeinde oder die Form der Bauſtelle veranlaſſen können. Als eine vortreffliche derartige Bauanlage kleineren Maßſtabes möchte ich auch auf die Dreifaltigkeitskirche in Berlin hinweiſen, an der ſeiner Zeit Schleiermacher gewirkt hat. Hier iſt ebenſo zweckmäßig wie ſchön die Gemeinde im kreisförmigen Schiff und in zwei kreisförmig geſchwungenen Emporen rund um die in Höhe der erſten Empore angebrachte Kanzel gruppiert.

Nicht unwichtig will es mir bei der Sitzanordnung auch ſcheinen, bei Kirchen-Neubauten die Gemeinde dahin zu beeinfluſſen, daß ſie auf den häufig lebhaft von ihr verteidigten Mittelgang verzichtet, der in erſter Linie Konfirmanden- und Brautzügen zu dienen hat. Iſt die neugierige Beobachtung einer ſolchen im Rücken der Verſammlung ſich entwickelnden Prozeſſion der würdigen Haltung der Gemeinde keineswegs zuträglich, ſo zerreißt dieſer Gang an ſich ſchon die Gruppierung der Verſammlung und beanſprucht außerdem die für das Hören günſtigſten Plätze vor der Kultusſtätte. Der Liturgus iſt bei natürlicher Haltung genötigt, auf den leeren Gang hin zu ſprechen. Auf ſeine unmittelbare Beziehung zur Gemeinde und damit auf ſeine Stimmung kann dies nicht ohne Einfluß bleiben.

Was nun die künſtleriſche Ausſtattung des Kirchenraumes betrifft, ſo wird ſich in der evangeliſchen Kirche das geſteigerte katholiſche Pathos aus innerlichen Gründen vielfach eine Schmälerung gefallen laſſen müſſen. Umſo mehr Innerlichkeit und feiner Takt werden von dem Architekten gefordert, um den Raum bei Schlichtheit und Klarheit poetiſch und weihevoll zu geſtalten. Der Wert eines Kunſtwerks beſteht nicht nur in ſeiner äußeren Erſcheinung, ſondern auch in der Lebendigkeit ſeines inneren Gehalts.

Der evangeliſche Baukünſtler hat jedenfalls zu vermeiden, den räumlichen Schmuck in dem Grade zu individualiſieren, daß man überall an ſeine eigene künſtleriſche Eigenart erinnert wird.

Schon im Privatwohnhauſe beginnt man gegenüber dem neugeprägten Begriff „Raumkunſt" einigermaßen empfindlich zu werden, wenn der Erfinder ſich in ſeinen Schöpfungen überall aufdringlich bemerkbar macht. Wie der ſeine Räume bewohnende Menſch doch immer die Hauptſache in ihnen bleiben muß, und deswegen darin in erſter Linie einen ſtimmungsvollen Rahmen für ſeine Intereſſen und für die im Hauſe herrſchende Geſinnung ſucht, ſo muß das Kircheninnere in erhöhtem Grade einen Hintergrund bilden, der das Gemeindegefühl und die Gemeinſamkeit der Ziele in erhebender Form zu ſteigern vermag. Der Neutralität dieſes Hintergrundes haben ſich perſönliche Darbietungen der Künſte unterzuordnen. Man kann ſagen, daß ihre Heranziehung davor Halt zu machen hat, ablenkende kunſtkritiſche Gedanken auszulöſen.

Die hieſige Friedenskirche iſt durch wundervolle Gemälde des hochzuverehrenden Meiſters von Gebhardt geſchmückt. Sie erhebt ſich dadurch künſtleriſch nach einer Richtung hin hoch über viele andere evangeliſche Gotteshäuſer. Aber im Grunde iſt der Raum dadurch zu einem dem Künſtler geſetzten Denkmal geworden, das er ſich durch ſeine ſeelenvollen Schöpfungen und die dadurch erzielte vielfache Belebung des kirchlichen Sinnes erworben hat. Solche perſönlichen Kunſtſchöpfungen könnten nach meinem Empfinden eine beſſere und wirkſamere Stelle in einer monumental zu geſtaltenden Vorhalle des Kirchenraumes finden, die im evangeliſchen Kirchenbau zunächſt nur als Windfang zu dienen hat und der eine viel zu geringe äſthetiſche Bedeutung beigemeſſen wird. Hier liegt für unſere Kirche eine Aufgabe vor, durch hohe Kunſt geſteigerte Raumſchönheiten zu ſchaffen, die beim Durchſchreiten der Zerſtreutheit weltlicher Gedanken die Richtung zur inneren Einkehr gibt.

Zu den im inneren Kirchraum beſſer zu vermeidenden Ablenkungen möchte ich auch die häufig als ornamentale Lückenbüßer dienenden Wandſprüche zählen. Ihre Bedeutſamkeit muß durch das gewohnheitsmäßige Betrachten verlieren oder aber, wenn ſie wirklich nach ihrem inneren Sinn aufgenommen werden, von den Gedankengängen der Gemeindefeier entfernen. Auch ſie finden ihren angemeſſeneren Platz in der Vorhalle.

Wir beſitzen in Stadt und Land zahlreiche Beiſpiele aus vergangener Zeit, die dartun, daß auch ohne beſonderen plaſtiſchen und maleriſchen Aufwand baukünſtleriſche Schönheit geſchaffen werden kann. Deutſchland iſt trotz wiederholter Verheerungen noch überreich an wenig gekannten Kunſtwerken. Es iſt zu empfehlen, ſich auf Reiſen und Wanderungen auch mit den eigenartigen älteren Leiſtungen des evangeliſchen Kirchenbaus bekannt zu machen, wie ſie ſich in den Nachbarſtaaten Hollands, in Sachſen und Schleſien zahlreich finden. Die in der Herausgabe begriffenen Sammlungen der Bau- und Kunſtdenkmäler Rheinlands und Weſtfalens, des Königreich Sachſens ſind hierfür vortreffliche Wegweiſer.

In der ſchlichten evangeliſchen Kirche Warmbrunns fand ich kürzlich einen ſehr ſelbſtändig geſtalteten Raum, der mit ſeinen glücklichen Abmeſſungen bei einer meiſterhaften Beſchränkung reicherer Kunſtformen auf einzelne Stellen eine bemerkenswerte Vereinigung von freudigem Selbſtbewußtſein und Traulichkeit darbot. Die Stützen und Emporenbrüſtungen, nur teilweiſe mit reicherem Schnitzwerk verſehen, waren gleichmäßig weiß gehalten. Darüber wölbte ſich eine weiße glatte Decke, während die zinnoberroten Polſter der Brüſtungen, der mattrote Fließenboden und das Blinken der reichen Meſſingkronen hierzu in gutem Gegenſatz ſtanden. Das Ganze bildete den wirkungsvollen Hintergrund zu der in reichem Barock ausgeſtalteten, in Weiß und Gold gehaltenen Gruppe von Kanzel, Altar und Orgel. In ſehr eigenartiger Weiſe bauchten die Langſchiffwände nach außen in weicher Linie aus, gleichſam als ob ſie dem Drängen der um die Kanzel gruppierten Gemeindeſitze gewichen wären.

Daß die Art der Belichtung und die Farbenſtimmung für die Wirkung eines Innenraumes in erſter Linie maßgebend ſind, lehrt uns die Erfahrung in der eigenen Wohnung. Erſt nachher gewinnen darin die Formen ihre Bedeutung. Daher verdienen auch zunächſt die Form und Größe der Fenſter beim Entwerfen der Kirchen die größte Beachtung.

Führte das Streben der Gotik nach luftiger, himmelanſtrebender Raumgeſtaltung dazu, die Wände faſt ganz in Fenſter aufzulöſen, ſo ſind die Wandflächen im evangeliſchen

Kirchenraum zur Steigerung des Wohnlichen zu erhalten. Dem Kirchenraum iſt nicht viel mehr Licht zu ſpenden, als die Möglichkeit bequemen Leſens erfordert. Auch die Gotik ſah ſich veranlaßt, die übermächtig gewordenen Lichtquellen durch farbige Verglaſung zu dämpfen. Sie ſchaffte ſich dadurch die Gelegenheit zu prächtigſten Wirkungen. Bei angemeſſener Größe der Lichtöffnungen ſoll auch der evangeliſche Kirchenraum keineswegs auf den Glanz bunter Fenſter verzichten, wofern dabei die Erzielung myſtiſchen Halbdunkels vermieden wird. Denn evangeliſche Gottesdienſte bedeuten keinen Ausſchluß von dem wirklichen werktätigen Leben. Bei reicheren bunten Verglaſungen meiner Kirchenbauten pflege ich daher wohl den oberen Teil der Fenſter, deren Lage die Gemeinde vor dem Einblick von außen ſchützt, mit durchſcheinendem Antikglas oder auch, nach Heines Ausdruck, mit „klaren Vernunftſcheiben“ zu verglaſen, da der auf das Ziehen der Wolken oder im Winde ſich bewegender Baumwipfel fallende Blick eine Gedankenverbindung mit der Außenwelt unterhält, die geeignet iſt, auch die Vorgänge in der Kirche und die Rede des Geiſtlichen auf ihren Wirklichkeitswert zu prüfen.

In allen Fragen der ſonſtigen maleriſchen Ausſtattung entſcheidet die Einſicht der Gemeinde und der Takt des Künſtlers. Grundſätzlich hat er ſich von allem Banalen fernzuhalten, von nicht empfundenem, ſchablonenhaftem Ornament, von gedankenloſer Wiederholung der Kreuzform, auch von der Darſtellung von Symbolen, die unſerem Verſtändnis nicht mehr geläufig ſind. Die eherne Schlange als Erlöſungszeichen, der Pfau der Unſterblichkeit, die Krone des Lebens, das ehrwürdige Symbol des Fiſches müſſen für die Meiſten heute wie Bilderrätſel wirken.

Man wird bei der künſtleriſchen Behandlung von Kirchen einen Unterſchied zwiſchen Stadt und Land zu machen haben. In ländlichen Kirchen geſtattet im Allgemeinen die Art des religiöſen Bedürfniſſes eine nachdrücklichere Heranziehung der bildenden Kunſt, auch Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte, die, wie in früheren Zeiten, die mündlichen Belehrungen durch das Bild unterſtützen können. Die Kirche bietet hier außerdem häufig den einzigen Berührungspunkt der Bevölkerung mit der Kunſt und hat auf dieſem Gebiet erzieheriſch einzuwirken.

An die kirchliche Gemeinſchaft tritt die Geſamtheit des Volkes nicht mit gleichem Bedürfnis und gleichen Erwartungen heran. Auf dem Lande iſt es die Aufgabe der Kirche, zu erhalten, in den Städten, neu zu ſchaffen. Sie übt nicht mehr wie in früheren Zeiten über alle Geſellſchaftskreiſe eine gleichmäßige Herrſchaft aus. Der ehrwürdige Dr. Emil Sulze rechnete mit dem „trotz allem“ vorhandenen religiöſen Bedürfnis aller Geſellſchaftsſchichten, als er in Dresden durch ſeine bekannten Hausväterverbände einen familienartigen Gemeindezuſammenſchluß zu ſchaffen verſuchte. Dabei war jedem Hausvater ſeiner Gemeinde ein kleiner Bezirk zur Ueberwachung des ſittlichen und des äußeren Wohlergehens der wirtſchaftlich Schwächeren überwieſen. Sulze iſt in dieſem Gedankengange der Schöpfer des evangeliſchen Gemeindehausgedankens geworden.

Das Gemeindehaus umfaſſendſten Maßſtabes ſoll neben dem kirchlichen Verſammlungsraum die Wohnungen der Geiſtlichen, Gemeindepfleger und Pflegeſchweſtern enthalten, außerdem Räume für Kranken- und Alterspflege, für Krippe und Kleinkinderbewahranſtalt, für Poliklinik, für Näh- und Wirtſchaftsſchulen, für Bibliothek und Leſezimmer. Die Kirche als ſelbſtändiges Monument läßt Sulze in dieſem Organismus aufgehen, da der Verſammlungsraum auch anderen als nur kirchlichen Zwecken zu dienen hat. Er will im Gemeindehaus einen Sammelpunkt ſchaffen, ſowohl für religiöſe und geiſtige Anregungen verſchiedenſter Art, als auch für organiſierte Liebestätigkeit. Ein derartiger Gruppenbau läßt ſich auch neben den hochragenden Häuſern der Großſtadt architektoniſch ohne Zwang derartig ſteigern, daß er als ein Wahrzeichen gegenſeitiger Hilfsbereitſchaft einen ganzen Stadtteil zu beherrſchen vermag, als eine geiſtige Akropolis, wenn ich einen von mir früher gebrauchten Ausdruck hier wiederholen darf.

Könnte ein evangeliſcher Kirchenbaumeiſter in den vorherigen Ausführungen manche Einſchränkung ſeines künſtleriſchen Schaffens erblicken, ſo vermag ihn dieſe vom Zuge unſerer ſozialen Zeit geſchaffene Bereicherung des Bauprogramms zu entſchädigen.

Der Gedanke des Gemeindehauſes trägt die Keime einer großen Entwicklung in ſich. Schon vom Standpunkt der reinen Wirtſchaftlichkeit bleibt es recht unökonomiſch, daß unſere Kirchen nur an wenigen Stunden der Woche zur Benutzung gelangen, während ein Gemeindehaus von früh bis ſpät von warmem Leben durchpulſt ſein wird. Es iſt zu beobachten, daß, nachdem vor Jahren das Eiſenacher Regulativ jede Angliederung an den Kirchbau als ſeiner Würde nicht entſprechend ausdrücklich unterſagt hatte, jetzt mehr und mehr bei der Planung evangeliſcher Kirchen das Zuſammenlegen des Kirchgebäudes mit den Pfarrwohnungen, Konfirmandenſälen und anderen das Gemeindeleben fördernden Baulichkeiten gefordert wird.

Für die äußere ſtiliſtiſche Geſtaltung eines Kirchbaues muß dem Architekten, wenn er nicht nur ein Kirchenverfertiger, ſondern ein Baukünſtler iſt, vollſtändig freie Hand gelaſſen werden. Stilvoll iſt heut ein viel gebrauchtes Wort. Aber der Begriff hat eine ganz einſeitige Deutung erhalten, da man ſtets dabei zunächſt an einen baugeſchichtlichen Stil zu denken pflegt, während jede Sache Stil zeigt, die plan- und maßvoll ehrlich in die Erſcheinung tritt. Der wiſſenſchaftliche Sinn unſerer Zeit iſt zu Unrecht geneigt, den künſtleriſchen Wert eines Baues nach der Treue der verwandtſchaftlichen Züge zu bemeſſen, die unſere ſtudierten Baumeiſter den alten Kunſtwerken abgeſehen haben. Ein Baumeiſter, der ſeine Aufgabe künſtleriſch erfaßt, wird ſich niemals mit den hiſtoriſchen Ueberlieferungen ſeiner Kunſt in Gegenſatz ſetzen wollen, aber es bleibt überall das Weſen ſeiner Aufgabe, neben der Erfüllung der örtlichen und ſachlichen Bedingungen das Neue dem Vorhandenen ganz allgemein harmoniſch ein- und anzugliedern. Darin aber laſſe man ſeine Perſönlichkeit frei walten.

Bezüglich des angemeſſenſten Bauplatzes für einen Kirchbau ſei hier wieder einmal ausgeſprochen, daß die völlig freie Lage nicht immer den Vorzug verdient. Uns hat die Erfahrung mit nachträglich freigelegten Kathedralen gelehrt, daß ſie dadurch an maßſtäblicher Wirkung einbüßen. Dies wird noch mehr bei evangeliſchen Gotteshäuſern zutreffen, die aus inneren und äußeren Gründen an ſich geringeren Umfang beſitzen werden. Die eingebaute Lage hat außerdem die Vorzüge der größeren Ruhe, der verminderten Koſten für den Bauplatz und die Bauausführung. Sie trägt auch zur Verkörperung des Gemeindegedankens bei, da ſich die Kirche alsdann mitten aus den Wohnſtätten der Menſchen entwickelt. Rom, das ſich doch ſicher auf bauliche Steigerung kirchlicher Würde verſtand, beſitzt unter den hundert bedeutſamen Gotteshäuſern in ſeiner Maria maggiore eigentlich nur eine ganz freiliegende Kirche.

War die künſtleriſche Wirkung eines evangeliſchen Kirchenraumes auch abhängig von der äußerlichen Gruppierung der verſammelten Gemeinde, ſo iſt dies in noch höherem Grade hinſichtlich der gottesdienſtlichen Formen der Fall, unter denen das Gemeindeleben äußerlich Geſtalt gewinnt. Es darf dann wohl, ſoweit die Grundrißbildung dadurch beeinflußt wird, der in aller Beſcheidung geäußerten Frage hier Gehör geſchenkt werden, ob nicht unſere üblichen Kultusformen in einigen Punkten einer äſthetiſchen Steigerung fähig wären. Einer unſerer höchſtgeſtellten Würdenträger, dem Neuerungsſucht beſtimmt nicht nachzuſagen iſt, hat mir im Geſpräch zugeſtanden, daß manche Formen auch ihm veraltet ſchienen. Die einfachen Herrnhuter Gepflogenheiten, die auf Zinzendorf zurückgehen und in ihrer Art auch eine Reformation bedeuten, vermögen manche Anregung zu geben. Dort wird die Liturgie zeitlich vollſtändig von der Predigt getrennt und bildet eine geſonderte Feier. Zu beſtimmten Feſttagen werden in den Nachmittagſtunden ſogenannte Liebesmähler abgehalten, die ſich aus Gemeinde- und Kunſtgeſang nach eigens für den Zweck gedruckten Texten zuſammenſetzen. Tiefen Eindruck machen die auf die betreffenden Tage der Charwoche verteilten Verleſungen der nach den Evangelien zuſammengeſtellten Paſſionsgeſchichte, die nur durch Geſänge oder durch ein kurzes Gebet an den erhebendſten Stellen unterbrochen werden. Wer denkt dabei nicht an die Rezitative und Chorgeſänge der ergreifenden Bachſchen Paſſionen.

Wenn auch wohl liebgewordene Gewohnheit in den Formen unſeres Altardienſtes und der Liturgie volle Befriedigung findet, ſo iſt es doch nicht ohne weiteres von der Hand zu weiſen, ſie durch die dem deutſchen Volke eigenſte Kunſt der Muſik noch zu ſteigern, die die innerlichſten religiöſen Empfindungen am lebendigſten auszudrücken vermag. Die von perſönlicher Frömmigkeit eingegebenen, nur für die Kirche gedachten muſikaliſchen Schöpfungen des glaubensſtarken Meiſters Bach ſind für ſich ſchon Predigten, die durch das geſprochene Wort nicht mehr vertieft werden können.

Mit einer umfangreicheren Heranziehung der Muſik taucht aber dann die für die innere Raumgeſtaltung des Kirchenraumes wichtige Frage wieder auf, wo die Orgel und der Sängerchor ihren angemeſſenſten Platz zu finden haben. Bei den immer mehr in Aufnahme kommenden ſelbſtändigen muſikaliſchen Andachten — man hat von einer evangeliſchen Meſſe geſprochen — handelt es ſich um ausſchließliche oder eingeſtreute Kunſtgeſänge, alſo um künſtleriſche Leiſtungen, die zu dem Anſpruch berechtigen, daß ſie im Angeſicht der Zuhörenden geboten werden können. Sie im Rücken der Gemeinde erklingen zu laſſen, iſt wohl bei den katholiſchen Meſſen verſtändlich, da den Andächtigen durch den Hochaltar bei jeder Form der Anbetung, auch der muſikaliſchen, die Richtung gewieſen iſt. In dem evangeliſchen Kultus fällt dieſe Begründung fort. Bei ſeinen rein muſikaliſchen Darbietungen wirkt es befremdend, wenn die Gemeinde ſich dem bei dieſer Gelegenheit völlig bedeutungslos daliegenden Altar zuwendet und den aufführenden Sängern den Rücken kehrt.

Die Stellung der Orgel hinter dem Altar war in früherer Zeit bei der ganzen evangeliſchen Kirche ſehr verbreitet. Für die Reformierten, die dem Altar keine beſondere Heiligkeit zuſprechen, lag es beſonders nahe, Sänger- und Orgelchor angeſichts der Gemeinde anzuordnen. Neuerdings beginnen auch mehr lutheriſch geſinnte Gemeinden bei Neubauten dieſer Anordnung wieder den Vorzug zu geben. Hieraus ergibt ſich dann die für eine organiſche Geſtaltung eines evangeliſchen Kirchenraums außerordentlich günſtige Möglichkeit, Orgel, Kanzel und Altar zu einer Gruppe vereinigen zu können. Der manchmal geäußerte Einwand, daß das Verhalten der Chormitglieder Gelegenheit bieten könne, die Andacht der Gemeinde zu ſtören, kann angeſichts gut gelöſter Beiſpiele nicht ſtichhaltig bleiben. Kirchliche und geſellſchaftliche Disziplin tun hier das Ihre. Auch die Befürchtung, daß die Orgel an dieſer Stelle ein allzumächtiges Motiv für den Kirchenraum abgeben könne, iſt kein Grund, dieſe formale Löſung auszuſchließen, da es dem Taktgefühl der Künſtler an zahlreichen Beiſpielen alter und neuer Zeit gelungen iſt, Altar, Kanzel und Orgel nach ihrer inneren Bedeutung einzuſchätzen und in der Gruppe zu dem ihnen angemeſſenen formalen Ausdruck zu bringen.

Schwerer wiegt es, wenn die Sänger, die doch Glieder der feiernden Gemeinde bleiben, durch die Höhenlage des Chores behindert werden, mühelos an der gottesdienſtlichen Handlung teilzunehmen. Dieſe Ueberlegung hat z. B. in den neuen Kirchen zu Poppelsdorf und Krefeld dazu geführt, den Chor bis auf wenige Stufen über dem Fußboden des Kirchenſchiffes zu ſenken. Der unmittelbar davor höher geſtellte Altar gibt dann mit ſeinem künſtleriſchen Aufbau gleichzeitig die Deckung für den Dirigenten ab, während vor ihm ambo-artig die Kanzel angeordnet iſt, die an dieſer Stelle eine verhältnismäßig niedrige Lage erhalten kann. Um ſie als Brennpunkt ſchließt ſich nun die vorhin erwähnte elliptiſche Kurve, mit welcher wir uns eine in natürlicher Weiſe um einen Redner ſich bildende Zuhörergruppe umſchrieben dachten; die Mehrzahl der Verſammlung vor und neben ſich, die Sänger als kleineren Bruchteil hinter ſich. Damit iſt dann tatſächlich eine Situation geſchaffen, die den geradezu idealen Zuſtand ergibt, daß der Geiſtliche inmitten ſeiner Gemeinde ſeines Amtes waltet und aus ihrer Mitte heraus ſeine Stimme erhebt.

Dieſes Vorſchieben der Kanzel bietet auch den großen Vorteil, den Redner in die größte Nähe der Verſammelten zu rücken. Der Raum zwiſchen Altar und Kanzel kann auch derartig vertieft werden, daß hier für kleinere Verſammlungen, Trauungen, Kindergottesdienſte in geſchloſſenem Architekturrahmen Platz geſchaffen wird. Der Geiſtliche ſteht in dieſem Falle auf der Ambo-Kanzel mit dem Geſicht dem Altar zugewendet. Hier würde auch der Abendmahlstiſch Aufſtellung finden können, an dem die Reformierten in ſchöner Weiſe die höchſte Feier angeſichts der Gemeinde in der Form des gemeinſamen Mahles ſitzend zu begehen pflegen.

Ich möchte bei der Beſprechung des Kirchengrundriſſes auch noch einer ganz äußerlichen Einrichtung Erwähnung tun, die den Gedanken unterſtützen kann, die kirchlichen Gemeindefeiern als diejenigen einer Familie im höheren Sinne zu charakteriſieren. In engliſchen Gotteshäuſern hat die beachtenswerte Sitte Aufnahme gefunden, mit dem Vorraum der Kirche Kleiderablagen zu verbinden, die die Beſucher des Gottesdienſtes veranlaſſen, den Kirchraum nicht im Straßengewand zu betreten.

* * *

Zum Schluß ſei noch einer bis vor Kurzem arg vernachläſſigten künſtleriſchen Aufgabe der evangeliſchen Kirche gedacht, der äußeren Geſtaltung unſerer Begräbnisformen und der Friedhofskunſt. Man ſpricht heute ſoviel von Kultur, daß man nicht übel Luſt empfindet, dieſes Wort eine Zeit lang aus ſeinem Wortſchatz ganz auszuſchalten. Da iſt es bezeichnend für die mangelnde künſtleriſche Geſtaltungskraft unſerer Zeit, daß dieſe Kultur bisher nicht im Stande war, die Vorgänge beim Begräbnis, die ſo tief in die Gedankenwelt des Einzelnen eingreifen, formal zu einem allgemeinen ehrfurchtgebietenden Ausdruck zu bringen.

Für die Geſamtanlage eines Kirchhofes ſelbſt wird immer der Gedanke am eindrücklichſten bleiben, der die Gleichmachung und die Verwiſchung aller Standes- und Rangunterſchiede durch den Tod erſichtlich macht. Hier zeigt wieder der natürliche Sinn der Brüdergemeine das ſicherſte Stilgefühl, wenn ſie in ihren Friedhöfen, die ſie bezeichnender Weiſe Gottesäcker nennt, die ſich völlig gleichenden Gräber gleichſam in Furchen anordnet und ſie mit ganz gleich geformten einfachen Sandſteinen belegt. Dorfkirchhöfe bewahren bei der größeren geſellſchaftlichen Gleichſtellung der Dorfbewohner dieſen einheitlichen nachdenklichen Charakter leichter als die Friedhöfe der Städte. Wer aber auf ſeinen Wanderungen gern dörfliche Kirchhöfe aufſucht, wird beobachten, daß auch hier dieſe Gleichartigkeit bedroht iſt, durchbrochen zu werden. Im Zeichen des Verkehrs, der in ſo mancher Beziehung nachteilig auf unſer bodenſtändiges Kunſtleben einwirkt, beginnen die Erzeugniſſe heimatlicher Kunſt, künſtleriſch wertvolle Grabkreuze in Eiſen und Holz durch auswärts bezogene Dutzendware verdrängt zu werden. Jedenfalls möge man wenigſtens dem Eindringen des ſtimmungsloſen polierten Granits entgegentreten, der ſich mit ſeinem unveränderlichen aufdringlichen Glanz niemals der Umgebung harmoniſch einzufügen und unterzuordnen vermag.

Gegenüber den zum Teil grotesken eitlen Uebertreibungen des Totenkultus auf ſtädtiſchen Friedhöfen darf man ſich der bedeutſamen Tatſache freuen, daß ſich die Künſtlerſchaft neuerdings der Friedhofskunſt allgemeiner zuzuwenden beginnt.

Bei der Bedeutung, die die Einäſcherung für die Großſtädte gewinnen wird, möchte ich die Anregung geben, auf dem Hinterlande zumal der eingebauten Kirchen den poetiſchen Baugedanken der Kreuzgänge wieder ins Leben zu rufen und dort die Urnen zur Aufſtellung zu bringen. Während die Entwicklung der Großſtädte dazu zwingen wird, die Friedhöfe immer weiter hinaus zu verlegen, bleiben hier die Gedenkſtätten in der Nähe der Ueberlebenden, und die bauliche Anlage wäre gleichzeitig geeignet, die Kirchgebäude gegen die profane Nachbarſchaft abzuſondern.

Bemerkenswert in gleichem Sinne iſt auch ein in Berlin zur Zeit erwogener Vorſchlag, den Fußboden der Kirche kryptaartig zu unterwölben und dort Urnenhallen und Kolumbarien anzuordnen, vielleicht in Anlehnung an einen chorartigen Raum zur Abhaltung der Beiſetzungsfeier. Es würde hiermit wieder an eine alte Sitte angeknüpft, die es geſtattete, Grabſtätten unter das Schiff der Kirche zu verlegen und ſie dadurch eng mit dem Gotteshauſe zu verbinden. Dieſe Krypta könnte ſich ſeitlich in gleicher Fußbodenhöhe nach vertieft angelegten Grünplätzen öffnen, um dann auch hier Gelegenheit zur Aufſtellung von Urnen und Gedenkſteinen zu bieten. Durch ein ſolches vertieftes Campo-santo könnte auch eine freiſtehende Kirche in würdiger Form gegen die Unruhe des Straßengetriebes geſchützt werden. Eine aufgeſtellte Berechnung hat ergeben, daß mit dem Verkauf der Urnenplätze in abſehbarer Zeit die geſamten Koſten des Kirchbaues beſtritten ſein würden.

Ob bei der Geſamtplanung eines Kirchhofs die Form lieblicher Waldfriedhöfe und parkähnlicher Anlagen, wie in Hamburg und München, oder ein ſtrengeres Betonen ernſter Kirchhofsſtimmung bevorzugt werden ſoll, iſt Sache des Gefühls. Auch die Antike hat ſich bei einer ganz andern Lebenswertung als derjenigen des Chriſtentums nicht geſcheut, in den unmittelbar an den Toren beginnenden Gräberſtraßen an die Unvermeidlichkeit des Todes mahnende Denkmale zu errichten. In jedem Falle ſcheint mir ein in einigen Anlagen auf Münchener Kirchhöfen zum Ausdruck gebrachter Gedanke für Großſtädte ſehr bedeutſam. An Stelle unſerer Grabkapellen, die häufig in kümmerlichen Abmeſſungen und minderwertiger Architektur irgendwo verſteckt zu liegen pflegen; legt ſich dort breit und mächtig ein geräumiger Kultusraum an die Straße, der die Trauergemeinde aufzunehmen beſtimmt iſt, die ſich von dem Verſtorbenen in dieſem feierlichen Rahmen verabſchiedet. Er ſei zur Charakteriſierung eines freudigen Chriſtenglaubens mit allen Mitteln hoher Kunſt ausgeſtattet; denn hier fällt ihr die Aufgabe zu, mit Unterſtützung kirchlichen Geſanges eine bereits vorhandene Stimmung zu ſteigern, die ſich von ſelbſt aus der vorliegenden ernſten Tatſache ergibt und die auch lange Grabreden entbehrlich machen kann, wenn nicht beſondere Umſtände dazu Veranlaſſung geben. Daß dieſer Raum zur letzten Ehrung des gefallenen Lebenskämpfers Arm und Reich in gleicher Weiſe zur Verfügung ſtehen muß, iſt ſelbſtverſtändlich.

Kirchliche Kunſt müßte ſich aber auch des ſcheinbar unbedeutenderen Beerdigungs-Geräts annehmen. Die durch ihre geſchmackloſe Aufdringlichkeit verletzenden Formen der Leichenwagen ſind zu vereinfachen, die überladenen Sargformen zu veredeln. Es iſt ja verſtändlich, daß die Unruhe des von dem Todesfall betroffenen Hauſes geneigt macht, alle erforderlichen Beſchaffungen in die Hand eines induſtriellen Unternehmers zu legen, aber es bleibt zu beklagen, daß unſer Kunſthandwerk ſich ſo wenig geneigt zeigt, ſich vorzeitig mit ſolchen von Todesgedanken geſtellten Aufgaben zu befaſſen und würdigere Formen dem Begräbnisweſen zur Verfügung zu ſtellen.

Die Opferwilligkeit der Künſtler, die ſich neuerdings an verſchiedenen Orten zuſammengetan haben, um unentgeltlich zur Veredlung unſerer Friedhofskunſt Entwürfe für Eiſen, Holz und Stein zur Verfügung zu ſtellen, möge alle Geiſtlichen und maßgebenden Kirchenbehörden ermuntern, ſich in allen Fragen kirchlicher Kunſt, auch den geringfügigſten, unter Verzicht auf treu gemeinte Anerbietungen von Gemeindemitgliedern, an Künſtler zu wenden, für die ſolche Aufgaben kein Experiment bedeuten, ſondern deren Erfahrung ſie gelehrt hat, künſtleriſche Wirkungen auf dem einfachſten Wege herbeizuführen.

Otto March

Hölderlins „Der Einzige" und „Patmos"

1

Das Jahr 1802 bringt in Hölderlins Leben die Kataſtrophe, die ſchon lange als dunkle Wolke über ſeinem Haupte ſchwebte. Mit allen Anzeichen geiſtiger Zerrüttung kehrt er von einer Wanderung nach Südfrankreich zu den Seinen zurück. Damit war aber „der kurze Sommer", um den Hölderlin ſelbſt einmal „die Gewaltigen" gebeten hatte, noch nicht dahingegangen. Aus dieſem Jahre ſtammen ſechs Dichtungen des Kranken, die, ſo ſehr ſie in ihren Wendungen und Ausdrucksmitteln verraten, daß dem Dichter die ſprachliche Prägung der Gedanken zu entſchwinden droht, auf dieſe ſelbſt geſehen doch dem Reiche des Vernünftigen angehören und unſere ernſthafte Würdigung verdienen. Mehr noch: einige davon nötigen uns ein liebevolles Sich-Verſenken ab, wofern wir über dem bloß künſtleriſchen Intereſſe dem kämpfenden und leidenden Menſchen ein menſchlich-perſönliches Mitgefühl entgegenbringen, das uns treibt, ſeinen Fall womöglich zu ergründen, in ſeinem Schickſal dem Typiſch-Menſchlichen nachzuſpüren, in dem es wurzelte, und es ſo als Teiltragödie der großen Menſchheitstragödie zu begreifen.

Es handelt ſich um die Gedichte „Der Einzige" und „Patmos", die beide aus einer Wurzel entſprungen ſind.

In beiden Gedichten ſieht es zunächſt aus, als wollte Hölderlin zum letzten Male die altgewohnten Pfade betreten, die er in den meiſten ſeiner Gedichte gegangen, auf denen er auch im „Hyperion" und im „Empedokles" in ſeliger Inbrunſt gewandelt war, als machte er ſich auch hier wieder auf „das Land der Griechen mit der Seele zu ſuchen":

Was iſt es, das
An die alten ſeligen Küſten
Mich feſſelt, daß ich mehr noch
Sie liebe als mein Vaterland?

So fragt er einleitend in dem Gedicht „Der Einzige"; und ähnlich verſinkt ihm in „Patmos" plötzlich „der ſchattige Wald und die ſehnſüchtigen Bäche der Heimat" und an ihrer Statt blüht „von tauſend Tiſchen duftend" vor dem Auge des entzückten Dichters „Aſia" auf, das Geburtsland des großen Homer, von dem er ſogleich ein kurzes Bild von viſionärer Schönheit entwirft.

Aber völlig unerwartet tritt hier wie dort eine raſche Wendung ein, zu der die einleitenden Verſe nicht etwa in einem nur rhetoriſch berechneten Gegenſatze ſtehen: gerne möchte der Dichter auch jetzt wieder in den Tempeln der alten Götter Weihegeſchenke aufhängen; aber das Herz gebietet ihm „andern Dienſt". So bekennt „der Einzige" ſelbſt rückblickend in halb unterdrückter Klage:

Dieſes Mal
Iſt mir vom eigenen Herzen
Zu ſehr gegangen der Geſang.

Wozu trieb ihn ſein widerſpenſtiges Herz?

Nicht Elis und Olympia, nicht der Parnaß und die Berge des Iſthmus, nicht Smyrna und Epheſus oder die quellenreiche Cypros, über die ſich ſein Geiſt vor allem im Hyperion in goldenen Träumen gewiegt hatte, ſind diesmal die heiligen Stätten frommer Wallfahrt, ſondern nach dem ſchmuckloſen „Patmos" verlangt ihn, das einſt „des Gottgeliebten pflegte",

Des Sehers, der in ſeliger Jugend war
Gegangen mit
Dem Sohne des Höchſten, unzertrennlich.

Vor dem Dichter erhebt ſich die Geſtalt des Johannes, der auf Patmos in ſeiner Verbannung nach alter chriſtlicher Ueberlieferung die Offenbarung geſchrieben hat.

Eine noch deutlichere Sprache redet „Der Einzige". Indem der Dichter ſich an der Schar der alten Götter und ihrer tapferen Söhne erquicken will, kommt es ihm ſchmerzlich zum Bewußtſein, daß einer von jeher „ferngeblieben"; und indem er bei der Erinnerung an jene Zeiten verweilt, da das Fehlen dieſes Einen, „an dem das Herz hänget", unter der glänzenden Schar der Götter gleichſam einen toten Punkt in ihm zurückließ, wendet er ſich mit leiſem Vorwurf an ihn:

da
Ich fragte unter den Alten
Die Helden und
Die Götter, warum bliebeſt
Du aus?

Aber jetzt kennt, jetzt hat er ihn, und wie einſt der ungläubige Thomas vor dem Auferſtandenen ſelig in die Kniee ſank: „Mein Herr und mein Gott!", ſo huldigt ihm jetzt auch der Dichter:

Mein Meiſter und Herr!
O du mein Lehrer!

Dieſer „Eine" iſt Jeſus.

In entſcheidungsvoller Stunde hat ſich ihm, einem zweiten Paulus, Jeſus geoffenbart:

Im Zorne ſichtbar ſah ich einmal
Des Himmels Herrn, nicht daß ich ſein ſollt etwas, ſondern
Zu lernen.

Da hat er einen tiefen Blick hineingetan in das innerſte Weſen Jeſu, und ſtolz-beſcheiden darf er nun allen denen, die aus der traurigen Oede ihres eigenen Weſens ein knechtiſches Bild Jeſu formen möchten, entgegentreten, nachdem Jeſus im Dichter ſelbſt mit Zornesglut die niedrige Vorſtellung gleichſam ausgeätzt hat, die er ehedem von „des Himmels Herrn“ in ſich trug:

So hätt auch ich Reichtum,
Ein Bild zu bilden und ähnlich
Den Chriſt zu ſchauen, wie er geweſen.

Das Bild, das ihm Jeſus von ſich eingeprägt hat, trägt die Züge ſieghafter, triumphierender Freude. Er iſt „der frohlockende Sohn des Höchſten“, „der Freudigſte“, „der Gewittertragende“, „der Blitz“ (vgl. Luk. 17, 24). „Freudigen Dienſt“ gebot er ja, wie Dionyſos, deſſen Bruder er iſt. „Kühn bekenn ich es“; fügt der Dichter hinzu: er iſt ſich bewußt, ein Glaubensbekenntnis auszuſprechen, wie es bei aller Mannigfaltigkeit der Vorſtellungen über Jeſus noch von Keinem formuliert worden iſt.

In der Tat eine ungewöhnliche, kühne Vorſtellung: Jeſus Bruder des Dionyſos, des Gottes der freudigen Raſerei, und damit eingereiht in die Schar der Olympier! Laſſen wir die Gleichung Jeſus-Dionyſos einſtweilen auf ſich beruhen: Dieſe „entflohenen, damals wahrhaftigen Götter“, wie ſie Hölderlin in dem gleichzeitigen Gedicht „Germania“ nennt, ſie ſind alſo durch Jeſus ſo wenig von ihrem Throne verdrängt, daß er ihn vielmehr mit ihnen teilt?

Der Dichter kennt ein ewiges Band, das ſich um ſie und Jeſus ſchlingt. Ueber ihnen und ihm ſteht Gott, der Vater der Götter und Jeſu —

Der hohen Gedanken
Sind nämlich viel
Entſprungen des Vaters Haupt
Und große Seelen
Von ihm zu Menſchen gekommen.

So iſt auch Jeſus ein Gedanke Gottes, eine „große Seele“ — wie die Götter und Götterſöhne der alten Zeiten. Wie der heidniſche Hauptmann bekennt Hölderlin von Jeſus: „Wahrlich, dieſer iſt ein Gottesſohn geweſen!“

Alſo Jeſus einer unter den Vielen? Keineswegs. Schon daß der Dichter Jeſus unter den Göttern vergeblich geſucht hat, läßt Anderes vermuten. Und woher dann die plötzlich ausbrechende, beſondere Liebe zu ihm? Seit Jeſus, dem „Letzten eures Geſchlechts“ iſt „ſtill des ewigen Vaters Zeichen am donnernden Himmel.“ Nicht als ob Gott der Offenbarungen müde geworden wäre, ſondern weil in ihm

ſein Aeußerſtes tat
Der Vater und ſein Beſtes unter
Den Menſchen wirkete wirklich.

Darum heißt Jeſus nicht nur ein Gottesſohn, ſondern „der Einzige“, wie im Johannesevangelium der „eingeborene Sohn“.

Dieſer Größte zwingt die Beſten unter den Menſchen in ſeinen Dienſt und drückt ſeinen Dienern den Stempel ſeines Geiſtes auf. Er hat „die Starken zum Raube“ (vgl. „Patmos“ und Jeſ. 53, 12); von ihm kommen „die Helden, ſeine Söhne“ (ebenda); ſeine erſten Jünger hatten bei aller Trauer um ihn „Großentſchiedenes in der Seele“ (ebenda). So hat er das Herz auch des Dichters, der ſein Leben lang für Heldiſches glühte, den Göttern abwendig gemacht. „Hier“, beim Loſungsworte „Jeſus“, lautet eine beſonders dunkle Stelle in „Patmos“, „iſt der Stab des Geſanges niederwinkend,“ d. h. offenbar: wie die Wünſchelrute da von ſelbſt niederzuckt, wo es im Boden goldene Schätze zu heben gibt, ſo ſenkt ſich vor dem Namen Jeſus huldigend der Stab des Geſanges — denn hier wartet des Sängers und Heroldes eine hohe Aufgabe. Und der Dichter gehorcht, wenn auch unter Schmerzen, unter denen ſich die Loslöſung von der alten Götterheimat vollzieht:

Zu ſehr,
O Chriſtus, häng ich an Dir!

Er iſt im Olymp ein „fremder Gaſt“ geworden. Und den Himmliſchen entgeht ſein Abfall nicht. Eifernd ſuchen ſie ihm Jeſus, „des Hauſes Kleinod“, zu verbergen. Aber gerade dadurch wird die Kluft, die zwiſchen ihrer und Jeſu Weſensart liegt, offenbar. Mag derſelbe Vater ſie und ihn gezeugt haben, ſie ſind im Vergleich mit ihm „weltliche Männer“. Auch der himmliſche Vater hat eben weſensunterſchiedene Söhne. Was vermag dagegen die abſtrakte Erkenntnis des Dichters, daß im letzten Grunde „der Vater immer allein herrſcht“! Der Zwieſpalt ſenkt „Trauern“ in ſeine Seele, macht, daß ihm, „dien ich dem Einen, das Andere fehlt“, bringt alſo einen Riß in all ſein Beginnen.

So ſind beide Gedichte Blüten an einem Reis; ihr Herzpunkt iſt Jeſus, der Sohn des ewigen Vaters; ihr Leitmotiv das Christus vincit, regnat, triumphat. Aber während es „Der Einzige“ nur ſchüchtern anklingen läßt, rauſcht es in „Patmos“ in vollen Akkorden. Dort haben wir vorherrſchend Stimmung, hier Gedanke. Denn „Patmos“ iſt prophetiſcher, ideenreicher, von weiterer Perſpektive, freilich eben deshalb auch ſchwerer zu entziffern als das einfachere, lyriſchere „Der Einzige“. Es verſucht, über ein bloßes Bild Jeſu und ein Bekenntnis zu ihm hinaus eine Art Philoſophie der Geſchichte Jeſu und ſeiner Religion zu geben.

Die Hauptgedanken ſind im ganzen noch unſchwer feſtzuſtellen, wenn auch Einzelnes ſich einer ſicheren Deutung entzieht. Wundervoll bei aller Schlichtheit iſt zunächſt die Schilderung des letzten Paſſahmahles,

Da beim Geheimniſſe des Weinſtockes ſie
Zuſammenſaßen zu der Stunde des Gaſtmahls
Und in der großen Seele ruhig ahnend den Tod
Ausſprach der Herr und die letzte Liebe.

Nach ſeinem Tode „ſahn ihn, wie er ſiegend blickte, die Freunde noch zuletzt“: dem Dichter ſchwebt die Himmelfahrt vor, vielleicht ein ſtarker Jugendeindruck wie bei Goethe. Aus ihrer Vereinſamung erlöſt er ſie durch den Geiſt. Die Farben des Gemäldes ſind unverkennbar der Pfingſtgeſchichte entnommen:

und freilich bebte
Das Haus und die Wetter Gottes rollten
Ferndonnernd über
Die ahnenden Häupter, da ſchwerſinnend
Verſammelt waren die Todeshelden.

Ebenſo deutlich iſt aber auch der ſchwermütige Einſchlag. Das Geiſtwunder vermag ja die Tatſache nicht aufzuheben, daß mit Jeſu Tod „der Sonne Tag, der königliche“ erloſchen iſt. (Das Bild erinnert an Matth. 27, 45.) Aber nach dem göttlichen Geſetz, mit dem Hölderlin feierlich-präludienartig ſeinen Geſang „Patmos“ eröffnet:

Voll Güt iſt,
Keiner aber faſſet
Allein Gott

iſt das fernere Verweilen des „einſtimmig erkannten himmliſchen Geiſtes“ im engverbundenen Kreiſe der Jünger genugſam verbürgt; für ſie iſt es

Freude von nun an,
Zu wohnen in liebender Nacht und bewahren
In einfältigen Augen, unverwandt,
Abgründe der Weisheit.

Aber dann kommt das Furchtbare: die Zerſtreuung, die ungeweisſagt im Nu „die Locken ergriff“. Wohl reichen ſich die Freunde zum Abſchied die Hände, „das Böſe nennend“, d. h. nach Hölderlins Sprachgebrauch wohl: das Böſe nochmals in ſeinem Weſen ſich eindringlich verdeutlichend und ihm zugleich feierlich abſchwörend, um ſo den „ferneilenden“ Gott „wie an Seilen golden“ auch in der Trennung feſtzuhalten. Und noch leben ſie eine Zeitlang „im Gedächtnis“ zuſammen. Aber dann bricht das Verhängnis herein, eine zweite babyloniſche Verwirrung: der Gott, „an dem am meiſten die Schönheit hing“, an dem ſich der Sinn für (ſittliche) Schönheit orientieren ſollte, um ewig vor Störung ſicher zu ſein, wie es einſt dem Dichter ſelber in Diotima beſchieden geweſen war, — der Gott ſtirbt, verraucht gleichſam: „ein Rätſel ewig füreinander“ können die getrennten Freunde einander nimmer faſſen; „die Ehre des Halbgotts und der Seinen iſt dahin, der Höchſte wendet ſelbſt ſein Angeſicht.“ Auf die Hochflut folgt troſtloſe Dürre.

Warum mußten die Dinge ſo gehen? Wäre nicht alles anders gekommen, wenn Jeſus geblieben wäre?

Hier, wo das Rätſel hervorblickt, beginnt Hölderlins eigentliche Spekulation.

„In liebender Nacht“, hörten wir, ließ er die Seinen zurück. Damit iſt die Löſung des Rätſels ſchon angedeutet. Auf die Dauer vermag menſchliches Auge „das geradeſtrahlende Szepter“ der Sonne ſchwer zu ertragen. „Der Blitz“ (vgl. oben) iſt auch dem von Natur ſonnenhaften Auge zu grell. „Viele, die ihn ſahen, fürchteten ſich“, berichtet „Der Einzige“. Dazu warten auch in den ſpäteren Geſchlechtern

der ſcheuen Augen viele
Zu ſchauen das Licht. Nicht gerne wollen
Am ſcharfen Strahle ſie blühn.

So hat ſich Hölderlin ſelbſt einmal dem Sonnengenius Schillers gegenüber als eine Pflanze bezeichnet, „die man am Mittag zudecken muß.“

Und auch für die vielen Schwachen iſt Jeſus da. Um ihretwillen alſo „verhallt (in ſeinem Tode) von der Rede lebendiger Laut“, da ſie über ihre Kraft geht, und an ihre Stelle tritt „ſtillleuchtende Kraft der heiligen Schrift“, daß

der Gnade ſich freuend, ſie
Am ſtillen Blicke ſich üben.

Wir fühlen uns etwa an Joh. 16, 12 erinnert: „Ich habe euch noch Viel zu ſagen; aber ihr könnts jetzt nicht tragen.“

Es liegt alſo in Gottes univerſellem und erziehendem Gnadenwillen begründet, daß „nicht Alles will der Höchſte zumal“, daß auf die blendende, ſchöpferiſche Epoche das ſtillfleißige, ausſchöpfende Epigonentum, auf das lebendig rollende Wort die Pflege des „feſten Buchſtaben“, „die Deutung des Beſtehenden“ folgt. Mag dabei manches Wertvolle verloren gehen, „nicht ein Uebel iſts“; wie tröſtlich vielmehr:

Göttliches Werk auch gleichet dem unſern!

In dieſer Zeit ſtehen wir jetzt, die Gegenwart beherrſcht das Zeichen Chriſti, „der noch lebt.“ Ja, mehr noch:

Den Blitz erklären
Die Taten der Erde bis jetzt:

Die Geſchichte, „der Weltlauf unaufhaltſam“, iſt ſeither gewiſſermaßen ein Kommentar ſeines Weſens, den er ſelbſt ſchreibt, er, dem „ſeine Werke alle bewußt von jeher“. Alſo nicht nur mit papiernen Buchſtaben werden Jeſu Taten von ſeinen Söhnen aufgezeichnet, ſondern mit den ehernen Lettern des Weltgeſchehens ſein ganzes Weſen von ihm ſelbſt gedeutet. Hier erhebt ſich Hölderlin zur prophetiſchen Myſtik, und Jeſus wächſt vor ihm rieſengroß empor zu dem, der da „ſitzet zur Rechten Gottes“.

So wird er denn auch ſchließlich „wiederkommen zur rechten Zeit“. Dann,

wenn höher gehet himmliſcher
Triumphgang, wird genennet der Sonne gleich
Von Starken der frohlockende Sohn des Höchſten.

Dann gehören ſie alle zu den Starken, dann ſind ſie alle fähig, den ungebrochenen Strahl der Sonne aufzufangen, den „Chriſt zu ſchauen, wie er iſt“, nachdem ihn der Dichter ſelbſt einmal geſchaut hat, „wie er geweſen.“

Das Ende der Offenbarung kehrt zum Anfang zurück.

Schluß folgt; **Wilhelm Rutz**

Sonne

Die Sonne ging heute auf der Erde ſpazieren. Das tut ſie ja nur alle Millionen Jahre einmal. Wenn ihr dann aber ein Menſch begegnet, vergißt er nie wieder, was er gefühlt und erlebt hat, nie wieder, bis in alle Ewigkeit nicht.

Wir hatten uns nach einer langen Wanderung durch die Stille eines klaren Herbſttages weitab des Weges an einem Feldrain zur Raſt hingeſtreckt, und die Augen waren uns zugefallen. Ich wachte aber plötzlich wieder auf. Es war keine Bewegung, kein Wind oder Klang, die mich geweckt hatten, und mein Gefährte ſchlief ruhig weiter. So hat er es denn nicht mit erlebt. Es war aber ſo:

Als ich die Augen aufſchlug, ſtand ſie vor mir, die Sonne, die über die Erde ſpazieren ging. Wie ſie ausſah? Ja, wer kann einen Glanz beſchreiben, den keine Farbe, kein Wort, kein Hauch dartun könnte? Selber denken muß man ſo etwas. Wie eine Mutter ſah ſie aus, oder wie die Liebe, wie das Leben, wie die Ewigkeit. Sie lächelte mich an, wie ich ſo in den Blumen lag, in lauter Margareten, Stiefmütterchen, Glockenblumen und gelbem Raps, und wir ſprachen miteinander vom lieben Gott. Man kann ja garnichts Anderes mit ihr ſprechen. Ich hatte mir immer gewünſcht, ſie einmal ſo zu ſehen, und hatte mir gedacht, daß ich ihr dann alles ſagen wollte, was mich ſo ſtark bewegte, und was ich doch Niemandem ſagen konnte. Alles Wünſchen und Hoffen, Fragen, Zagen, alle Tiefe und Höhe, kurz alles, was Menſchen ſich nie ſagen, weil ſie einander ja doch nicht verſtehen würden. Das wollte ich alles ihrer Güte hingeben, daß ſie es mit ihrer Klarheit umleuchte und mir zu neuem Schauen helfe. Nun war aber alles, was mir ſo wichtig erſchienen war, ganz verſchwunden, und war nichts anderes da, als die Sonne ſelber, wie ſie ſo vor mir ſtand und lächelte. In ihr ſah und wußte ich Dinge, die ich nie gedacht hatte, lauter ſtille, liebe Dinge oder Erſcheinungen, oder auch das nicht, nein lauter Wahrheit, Ruhe und Sicherheit. Groß und ſtark war alles und auch wieder froh und glücklich, voll Friede und ſtummer Seligkeit.

Ein Reh ſtand neben ihr und warf ſeinen Schatten auf die Blumen. Aber es regte ſich nicht. Es ſchaute nur mit großen goldenen Augen in den Glanz. Und die Bäume ſtanden rings um den Anger und träumten.

Wahrhaftig, wenn ich nicht ſo klar wach geweſen wäre, ich hätte glauben können, daß ich ſelber träumte. Wie der wolkenloſe Himmel den Atem anhielt, wie die Vögel ſo ſtumm waren in der lautloſen Luft, wie das Schweigen ſelbſt den Finger an die Lippen hielt, und wie die Sonne daſtand und lächelte. Ich aber lebte die Sonne, nur die Sonne.

Da regte ſich mein Gefährte, daß ich nach ihm hinſah. In dem Augenblick war ſie fortgegangen. Und wenn das Reh nicht noch dageſtanden hätte, ich hätte wirklich an einen Traum denken können.

Das ſtand aber noch eine ganze Weile regungslos, nur warf es keinen Schatten mehr auf die Blumen. Und ſeine goldenen Augen waren dunkelbraun geworden.

Ich aber habe heute die Sonne auf der Erde ſpazieren gehen ſehen und weiß, was Niemand verſtehen würde. Ich weiß auch, daß ſie mich geſegnet hat, und daß ich das niemals vergeſſen werde.

Was iſt es denn, daß heute Abend die Wolken ſo tief hängen, der Nebel den Menſchen den Weg verſtellt, und der Lärm der Stadt ununterbrochen toſt und brauſt, als hätte nur er recht und könnte mir meine Gewißheit weglärmen? Ich bin getroſt, ich bin geſegnet, denn ich habe der Sonne einmal wirklich in die Augen geſehen.

Das kann ich nun nie wieder vergeſſen.

Wilhelmine Funke

Politik und Religion

Eine Frage an den Liberalismus

Die letzte größere Wendung, die die Politik unſrer Parteien genommen hat, war die Zuſammenfindung der Konſervativen und des Zentrums zu einer unſer öffentliches Leben beherrſchenden Majorität.

Daß ſich die beiden, als Geſamtheiten immerhin reaktionären Parteien zuſammenfanden, iſt nicht ſo auffällig, als daß ſie eine Majorität bilden konnten.

Es macht den Eindruck, als ſei hier irgend ein in ſeiner Art und Bedeutung nicht klar erkannter Faktor mit in Wirkung. Zumal der Liberalismus ſeine neueſte Geſchichte mit einer ſogar erdrückenden Uebermacht begann, die er erſt allmählich verlor.

Unſer Sozialismus, wenn ich nicht irre, war es, der das Dogma aufſtellte, nur die Parteien könnten ſich auf die Dauer halten, die eine Klaſſe, einen Stand oder doch beſtimmte gemeinſame materielle Intereſſen vertreten.

Dies Dogma hat ſich auch im Bereich des Liberalismus und darüber hinaus ſiegreich durchgeſetzt. Und es ſoll natürlich nicht geleugnet werden, daß ſolche materielle Intereſſen einen nicht zu verachtenden Kitt abgeben. Trotzdem ſcheint mir die Wirklichkeit ein in der Hauptſache anderes Bild zu zeigen, als jener Dogma es zeichnet.

Die Parteien, die in allen Wahlen, auch unter Reichstagswahlrecht bisher am ſtabilſten blieben, waren nicht ſowohl die wirtſchaftlichen und Klaſſen-Parteien, als vielmehr das Zentrum, das die katholiſche Kirche im Rücken hat, und der preußiſch-deutſche Konſervatismus, der ſich auf die evangeliſch-orthodoxe Staatskirche ſtützt. Das heißt: es ſind die Parteien, welche eine organiſierte religiöſe Stimmung hinter und unter ſich haben.

Wenn nun auch die Sozialdemokratie ſich als verhältnismäßig feſt erwieſen hat, ſo entſteht die Frage, ob ſie dieſe Feſtigkeit wirklich allein ihrem wirtſchaftlichen und Klaſſen-Charakter verdankt, oder nicht vielleicht noch mehr ihrem religionsartigen Glauben an den Zukunftsſtaat.

*

Mir ſcheint, daß dieſe Zuſammenhänge nicht zufällige ſind.

Uns trübt der ſtetige Seitenblick auf die ganz anders konſtruierten romaniſchen Völker das Auge. In dieſen Völkern iſt unter der Laſt der katholiſchen Mißerziehung der den germaniſchen Völkern ſo tief eingewurzelte Hang zur religiöſen Vertiefung ihres Selbſtändigkeitstriebs heillos geſchwächt, faſt ausgebrannt.

Die durch das Erlebnis der Reformation gegangenen germaniſchen Völker haben ihn eher verſtärkt. Dieſe Völker und zwar diejenigen in erſter Linie, die nicht wie Deutſchland durch halbkatholiſche Staatskirchen die Bewegung wieder erſtickten, alſo Holland, England, Nordamerika, haben die moderne Staatsidee geſchaffen. Von hier aus haben ſie die Romanen erſt erhalten. Die engliſche Revolution liegt anderthalb Jahrhunderte vor der franzöſiſchen!

Was den Liberalismus in England und Amerika ſo ſtark machte, iſt nicht zuletzt, wie ich glaube, der Umſtand, daß er dort religiöſe Volksbewegung, religiöſe Volksſtimmung war und iſt.

Was unſern Liberalismus zu den Zeiten des Kulturkampfs dem engliſchen gleichwertig erſcheinen ließ und ihm die Maſſen zutrieb, war ebenfalls etwas wie eine religiöſe Volksſtimmung. Die proteſtantiſchen Inſtinkte waren aufgerufen worden.

Wir haben uns inzwiſchen gewöhnt, den Kulturkampf als einen Fehler anzuſehen. Und das hat eine Entmutigung über unſer politiſches Leben geworfen. Daß der Kulturkampf ein Fehler wurde, das hat ſein Ausgang in der Tat bewieſen. Daß er es nicht von vornherein war, bewies ſein Anfang.

Der jetzige Kaiſer hat zwanzig Jahre ſpäter in Wittenberg geſagt, die evangeliſchen Kirchen ſeien an der Bruſt der Fürſten ſtark geworden. Der Ausgang des Kulturkampfs hatte das genaue Gegenteil bewieſen. Sie waren an der Bruſt der Fürſten ſchwächer geworden, als die Fürſten ſelbſt ahnen konnten. Die proteſtantiſchen Kirchen ſind überall in der Welt ſtark geworden, — nur gerade nicht da, wo ſie an der Bruſt der Fürſten ſchlafen konnten. Das verunglückte Bild malt eine verunglückte Sache.

Im Kulturkampf hat ſich nicht ſowohl gezeigt, wie ſtark die Kraft innerhalb des Katholizismus war, als vielmehr, wie über alle Erwartungen ſchwach innerhalb der evangeliſchen Kirchen.

*

Das bewährte ſich auch in allen Maßregeln, die dieſer Liberalismus ergriff.

Jeder Politiker ſonſt in der weiten Welt ſcheut kein Mittel die Kräfte zu ſpalten, die ihm gegenüber ſtehen. Der deutſche Liberalismus zwang umgekehrt die ihm damals noch zu Gebote ſtehenden religiöſen Kräfte des proteſtantiſchen Volksteils ausdrücklich dazu, ſich antiliberal zu konſolidieren, ja, ſich in weitgehendem Maße mit denen des Katholizismus ſolidariſch zu fühlen.

Man war ſoweit gekommen, einzuſehen, daß Bibel und Dogma keine wiſſenſchaftlichen Lehrbücher ſeien. Aber man war noch nicht ſoweit, einzuſehen, daß es geiſtige Kräfte auch außerhalb der wiſſenſchaftlichen Leitfäden gäbe, und daß ſolche Kräfte reſpektiert und womöglich benutzt werden wollten. Politik iſt Nutzung vorhandener Kräfte.

Geſchweige, daß es dem Liberalismus gelungen wäre, ſich ſelbſt religiös zu vertiefen und zu verankern. Der deutſche Bildungsphiliſter war ſo froh, der Kirche entlaufen zu ſein, wie ein neuentlaſſener Schüler, der zunächſt einmal Jeden anrempeln muß, um ſich zu vergewiſſern, daß ihn Niemand mehr ungeſtraft ſchelten dürfe.

Die neueſte deutſche Geſchichte ſähe anders aus, wenn damals der Liberalismus ein religiöſes Knochengerüſt auszubilden und die Führung auch auf religiöſem Gebiet zu übernehmen vermocht hätte. Statt deſſen brüskierte er jedes religiöſe Empfinden bis in die kirchenfeindlichen Sekten hinein. Er überlieferte die religiöſen Kräfte damit einem andern Gegner, der ſchon längſt bereit ſtand, und der ſchon längſt mit beſſerem politiſchen Blick ſich dieſer Kräfte poſitiv angenommen hatte, dem Konſervativismus.

Der wuchs damals (Ende der ſiebziger Jahre) als eine dritte Macht zwiſchen den Kämpfenden auf. Es gelang ihm allmählich alles an ſich zu ziehen, was noch religiös fühlte. Es gelang ihm, ſich dadurch unendlich zu verſtärken und geradezu etwas wie einen Umſchwung der öffentlichen Meinung zu ſeinen Gunſten hervorzurufen.

Die konſervativ-klerikale Verſtändigung war ſchon damals latent vorhanden. Sie hat nur das völlige Abebben der kulturkämpferiſchen Stimmung abwarten müſſen, um auch äußerlich ſichtbar werden zu können.

*

Wir kennen noch gut genug aus eigener Erfahrung die Zeit. Wir mochten noch ſo liberal, noch ſo un-, ja antiorthodox empfinden; war noch ein Reſt religiöſer Geſinnung in uns, ſo wußten wir, daß dieſe Geſinnung nirgends eine ſo erbitterte Feindſchaft, eine ſo kränkende Geringſchätzung und im Höchſtfall Gleichgültigkeit finden konnte, als im Bereich des Liberalismus. Selbſt vor einem unverſchämten Mitleid war man nicht ſicher.

Dieſe Zeit und Stimmung iſt auch heute noch nicht völlig überwunden und tobt in einigen Berliner Zeitungen manchmal bedenklich.

Nur iſt man unſicherer geworden bis zu halblauten Erwägungen, ob man taktiſch richtig gehandelt habe, alle religiöſen Kräfte gegen ſich zu bewaffnen.

*

Und dieſer Liberalismus ſelbſt? Was war er?

Er war und blieb eine Weichtierbildung.

Keine große Allgemeinanſchauung und -ſtimmung kam auf, ſtark genug, um ſich bis in die letzten Gründe des Seins hinein zu ankern — „religiös“, ſelbſtändig religiös zu werden, ſtark genug, um alle die kleineren Diſſenſe in ſeinen kräftigen Hauch mit hineinzureißen, ſtark genug, um die Grundlagen einer neuen Gemeinempfindung und damit einer neuen Gemeinſchaft, einer neuen Kultur zu ſchaffen. Der Liberalismus, wie er im weſentlichen bis heute noch daſteht, hat ſich ſelbſt und uns um das betrogen, was er uns hätte leiſten müſſen.

Wir haben unter ſeiner Führung — in die Breite genommen, als Kulturſubſtrat betrachtet — den Abſtand gegen die Vergangenheit nicht gewonnen, um ſie unbefangen zu würdigen und zu neuen Schöpfungen umzubilden, ſtatt ihr bloße Negationen entgegenzuſetzen.

Wir plagten uns mit den lächerlichſten Velleitäten herum. Der Liberalismus fiel auseinander. Jede kleinliche Sechsdreierdifferenz wuchs ſich zur Parteiſpaltung aus. Keine großen gemeinſchaftbildenden, einigenden Gedanken wuchſen auf. Soweit überhaupt etwas wie ein Ideal entſtand, war es das, ſtatt etwas Ausführbares zu wollen, etwas Radikales zu ſagen.

Allenfalls noch die Begeiſterung für die Wiſſenſchaft. Die iſt ja gut und ſchön. Sie kann aber den Mangel eines den Willen feſſelnden Ideals nicht erſetzen. Wiſſenſchaft bringt aus ſich ſelbſt — ſozuſagen automatiſch — kein Ideal hervor. Sie kann immer nur die Welt beleuchten und dadurch freilich ſcharfe Waffen ſchaffen, wo ein Wille da iſt und ſein Ziel weiß. Wo das fehlt, kann ſie nur müde und gleichgültig machen fürs Leben und ſeinen Kampf.

*

Nun iſt die Frage, ob dieſe Mißentwicklung korrigiert werden kann.

Die Hoffnung darauf beruht nicht ſowohl auf eigenen Kräften als auf den Torheiten der Gegner.

Die ſind ja nun bös genug.

Einem Konſervatismus gegenüber von der beſonnenen und geiſtig aufgeſchloſſenen Art des engliſchen wäre unſer Liberalismus, wie er iſt, rettungs- und hoffnungslos verloren. Allerdings wäre er auch nicht, wie er iſt, wenn er immer einen ſolchen Gegner vor ſich gehabt hätte.

Und ſo hat nun auch dem preußiſch-deutſchen Konſervatismus ein Gegner wie der engliſche Liberalismus gefehlt, im Kampfe mit dem er hätte über die kleingeiſtigen Polizei- und Portemonnaie-Ideale hinauswachſen können, für welche jetzt die religiöſen Ideale gar zu ſchwach motivierte Vorſpanndienſte leiſten müſſen.

Unſer Liberalismus ſetzte bekanntlich für die letzten Reichstagswahlen ſeine Karte auf die Torheiten des Konſervatismus in der Steuergeſetzgebung. Und er hat damit beträchtliche Siege gewonnen.

Bleibt er aber dabei ſtehen, ſo wird, fürchte ich, die Freude eine kurze und der Erfolg ein vorübergehender ſein. Sogar einen neuerlichen Zerfall wird ein ſolcher Erfolg eher beſchleunigen als verhüten; und ſelbſt die Fleiſchteuerung wird nicht für lange helfen. Dazu ſind eben der im Liberalismus zuſammengebundenen Divergenzen zu viele und zu tiefgreifende.

Es hängt für den Liberalismus alles daran, ob es ihm gelingen wird, eine zur Dauer befähigte, tiefgründige und möglichſt wenig negativ bleibende, kurz eine religiöſe Allgemeinſtimmung für ſich zu erwecken oder auszunutzen, die über die vielen Diſſenſe hinaus die Partei zuſammenzuhalten vermag.

*

Auch hiermit ſteht es nun durch die Fehler der Gegner nicht hoffnungslos.

Wir ſahen bereits, daß es dem Konſervatismus gelungen war, ſich die notgedrungene Gefolgſchaft der kräftiger religiös Fühlenden bis tief in die liberalen Kreiſe hinein zu verſchaffen. Es war nun ſeine politiſche Aufgabe, ſich dieſe Gefolgſchaft durch eine weiſe und entgegenkommende Kirchenpolitik der Verſöhnung einzugliedern. Statt deſſen hat er bis in die gröbſte Hetze hinein alles getan, um ſie gewaltſam ſich zu entfremden und abzuſtoßen. Es iſt ihm das bis zur Empörung in die eigenen Kreiſe hinein wohlgelungen. Ein Abſtrömen religiöſer Kräfte aus dem Konſervatismus zeichnet die letzten Jahre.

Der Liberalismus hätte hier die Gelegenheit, viele Fehler gutzumachen, wenn er ſich dieſer Stimmung über ein lahmes Geſchrei hinaus annähme.

Nun zu allergünſtigſter Stunde die Bewegung um Jatho und Traub!

Wird ſie der Liberalismus ſich wieder entgehen laſſen? Werden die Kölner, die Dortmunder Gemeinde eine auf die Dauer einflußloſe Spezialität und die Jathoſpende, der Traubfonds kleine und ohnmächtige Winkelſtiftungen bleiben?

Oder wird da ein Anfang ſein können, der ſeinen Fortgang findet? ein entwicklungsfähiger Anſatz und eine kampffertige Organiſation, um die Volkskirche durchzuſetzen, das für unſre Art notwendige Subſtrat eines Kulturſtaats, — die Volkskirche mit dem gleichen religiöſen Recht für Alle?

Eine Frage an den heutigen Liberalismus.

Arthur Bonus

Ein Laienwort zum Fall Traub

Aus Württemberg*)

Für uns Schwaben iſt der Fall Traub von beſonderer Bedeutung. Denn Traub iſt einer der Unſern.

Und er iſt — „Auch Einer“.

Sein ſcharfer Stiftlersverſtand ruht nicht, bis er jedes Problem — mit Viſcher zu reden: „durchgearbeitet, durchbohrt, durchſetzt, ganz mit klaren Gedanken durchätzt hat, bis er damit fertig iſt.“

Das iſt Geiſt von dem Geiſt, der unſre Philoſophen beſeelte. Aus den tiefſten Gründen der Forſchung, der kühnen und kompromißloſen Auseinanderſetzung mit allen Rätſeln des Wiſſens und Lebens, aus der rückhaltloſen Anerkennung aller Widerſprüche erhebt ſich lichthell ein freies, ſtarkes Vertrauen: das iſt das Vertrauen, der Glaube des Pietismus, des Pietismus, dem hoch über allem Dogmatiſchen die Strenge der Lebensführung ſtand, vor deſſen ſittlicher Wucht Könige zitterten, der in all ſeiner herben Größe und Einſeitigkeit zu den Kleinodien unſrer Kirche gehört.

Im Stahlbad der Philoſophie von allen anthropomorphiſtiſchen Schlacken gereinigt, im Feuer der Geſchichte gehärtet, begegnet uns dies welt- und todüberwindende Vertrauen in Traubs Andachten und Predigten, deren eine in die ſieghaften Worte ausklingt:

> Es gibt vor Gott nichts Großes und nichts Kleines, es gibt Nichts, was in ſeinen Plan nicht paſſen würde, es gibt Nichts, was ihn irgendwie änderte. Ebendarum iſt er die Kraft und das Leben, und wer bei ſeinem Gange beſtrebt iſt, daß er in ſeine Wegenähe kommt, der hat etwas empfunden von der befreienden Ruhe ſolcher Weisheit. Es gibt nichts Verlorenes, es gibt keinen Verlorenen in der ganzen, weiten Welt.

Nichts iſt vergeſſen, — auch Du nicht.**) Immer wieder fragt man ſich: War es möglich, daß die Richter Traubs dieſe Worte laſen — und dennoch ſo urteilen konnten, wie ſie urteilten?

Tauſenden ſind ſeine Predigten eine religiöſe und ſittliche Kraft geworden.

Tauſende, die der Kirche entfremdet waren, kamen durch ihn wieder in Fühlung mit ihr.

Was werden ſie von der Kirche denken, die nun ihren Seelſorger, das Gewiſſen der Gemeinde — hinauswirft? Müſſen nicht auch ſie ſich hinausgewieſen fühlen? Traub ſelbſt wird den Schaden, den ſich die Kirche zufügt, mit am ſchmerzlichſten empfinden. Er diente ihr gern, mit ſelbſtloſer Hingabe.

Aus ſeiner Broſchüre „Staatschriſtentum und Volkskirche“ fühlt der unbefangene Leſer wieder und wieder die ſorgende Liebe des Kindes heraus, das die geliebte Mutter irren ſieht.

Freunde, wie Gegner Traubs betonen — mit Recht — das Moderne in ſeiner Perſönlichkeit und Predigtweiſe. Ebenſo ſtark erklingt aber beſonders in „Staatschriſtentum und Volkskirche“ ein Ton, der wieder und wieder an die große Vergangenheit mahnt, auf das Urchriſtentum zurückweiſt, bis — deutlich und lebensvoll, wie lange nicht, die Geſtalt deſſen aus allen Nebelhüllen der Tradition und Menſchenſatzung tritt, der Allen Gutes tat, nur drei Feinde mit rückſichtsloſen, eiſenharten Worten bis aufs Meſſer bekämpfte: den Mammon — den Schmutz — den Buchſtaben. Der tiefſte Grund, aus dem Traubs religiöſe, ſittliche und kritiſche Gedanken quellen, iſt — Ehrfurcht. Jene Ehrfurcht, die einſt den ehrwürdigen Johann Tobias Beck den allzu Vertraulichen ſein: „Wo bleibt die Majeſtät?“ entgegendonnern hieß. Jene Ehrfurcht, die von jedem „Bildnis und Gleichnis“, vom „Gott der eigenen Wünſche“, von allen entwertenden und entweichenden Worten und Vorſtellungen hinweg zu dem Gott führen will, der nur im Geiſt und in der Wahrheit, im Klaren und Guten ſich finden, — ahnen läßt. Jene Ehrfurcht iſt heiligen Urſprungs.

Erinnerte ſie keinen der Richter an den, der „den Tempel in dreien Tagen zerbrechen wollte,“ — weil ſein prunkendes Gold den Weg zur wahren Andacht verbaute? Wir wiſſen es nicht.

---

*) Vgl. unten Kleine Mitteilungen.

**) „Gott und wir.“ Predigten von Gottfried Traub. Heilbronn, Salzer 1912.

Wir trauern mit der Kirche um den Verluſt einer ihrer edelſten, religiös ſittlichen Kräfte.

Dem frommen und tapfern Kämpfer rufen wir den Gruß der Heimat zu, in der wir — ein Fähnlein der Aufrechten, — tief durchdrungen vom Ernſt und der Größe ſeiner Sache, zu ihm ſtehen, unter der alten Deviſe: Furchtlos und treu!

Thereſe Köſtlin

Verſchiedenes

Eduard von Hartmann. Von Otto Braun. Frommanns Klaſſiker der Philoſophie XX. Stuttgart 1909. 261 S. 3, gebunden 3,75 Mk.

Gegenſätzliche Empfindungen ſind es, die uns bei der Beſchäftigung mit E. v. Hartmanns Gedankenſyſtem bewegen. Der Leſer hat zunächſt durchaus das Gefühl, es mit einem hiſtoriſchen Geiſteskomplex zu tun zu haben: Probleme, von Schelling, Hegel, Schopenhauer geſtellt, werden hier mit größter Schärfe logiſiert, aller Anmut entkleidet und auf die einfachſte Formel gebracht; Vorfragen der Naturwiſſenſchaft, der Geſchichtswiſſenſchaft erſcheinen zentral, während die Fortſchritte dieſer exakten Wiſſenſchaften längſt andre Richtungen eingeſchlagen haben und eine moderne ſpekulative Philoſophie ſich beeilt, ihnen auf dieſen Wegen nachzufolgen. Und doch gibt es Momente in Hartmanns Gedankengefüge, die in ihrer Helle uns Gegenwartsbedeutung zu enthalten ſcheinen. Nicht nur darin finden wir den Beweis, wie herzlich ſchwer es uns wird, von dem Denken des uns zeitlich ſo nah ſtehenden Philoſophen ein klares Bild zu gewinnen, ſondern auch in den mannigfachen originellen Einzelgedanken, die uns in der Metaphyſik und Religionsphiloſophie, beſonders in der Ethik entgegentreten. Hart neben einander ruht da oft ein neuer bedeutungsvoller Gedankenanſatz und eine gänzlich veraltete Ausführung dieſes Anfangs: modernſte Sozialideen können ſich verknüpfen mit Theorien aus der materialiſtiſchen Rumpelkammer Büchners und Vogts. So iſt es trotz aller Klarheit und Logizität des Denkers nicht leicht, ſich einen richtigen Ueberblick über ſein Syſtem zu verſchaffen.

Der mühevollen Aufgabe dieſer Verſtändnisvermittlung hat ſich nun Otto Braun unterzogen, und man muß ihm danken für die Gründlichkeit, mit der er die Gedankengänge Hartmanns verfolgt und darſtellt. Eine leichte und anmutige Lektüre iſt allerdings dieſe Monographie dadurch nicht geworden. In der Sorge, den Denker etwa zu entſtellen, läßt Braun in großer Breite ihn ſelbſt zu Worte kommen, nicht im Zitat, ſondern in der Paraphraſe. Doch wie ſollte der Verfaſſer es anders machen? Hartmann in fremde Sprache umzudenken ohne ihn umzudeuten iſt kaum möglich: er iſt zu fertig, um der Darſtellung Freiheit zu laſſen. Dafür entſchädigt ſich Braun durch öftere kritiſche Abſchnitte, in denen er die Fehler und Grenzen des Hartmannſchen Syſtems nachweiſt. In der Schlußcharakteriſtik häufen ſich dieſe negativ-kritiſchen Urteile ſo ſtark, daß man die Selbſtändigkeit des Euckenſchülers gegenüber Hartmann erkennt, die vorher bei verſchiedenen gezwungenen Parallelen zwiſchen Eucken und Hartmann faſt zu entſchwinden ſchien. Was der Darſtellung an Durchſichtigkeit und Sicherheit fehlt, beruht meines Erachtens darauf, daß unſere Zeit für dieſen abſeits ſtehenden Philoſophen noch keine richtigen Beurteilungsmaßſtäbe hat; ſonſt müßten wir ihn gerade als hiſtoriſche Größe kürzer und klarer ſchildern können.

Der Theologe wird immer mit beſonderem Intereſſe an Hartmanns Religionsphiloſophie herantreten, und auch uns hat Brauns Darſtellung von dem unbewußten und unperſönlichen Gott, der durch die Menſchen aus den Banden der Endlichkeit erlöſt werden muß, vor allem gefeſſelt. Man iſt bei dieſen auf ſpekulativen Vorausſetzungen ſcheinbar ſo logiſch und notwendig fortſchreitenden Gedankengängen immer verſucht auszurufen: Das wäre alles wunderſchön, wenn es — keine Religion gäbe! Denn von Religion iſt in alledem bei Hartmann nicht die Rede, und ſeinen intellektuellen Glauben laſſen wir uns als Religion nicht anbieten. Nur Vernunft und Vernünftelei erfüllt dieſe ganze Religionsſpekulation, wie es bei einem ſo rein logiſch-reflektiven Kopf begreiflich iſt. Deswegen ſcheitert ſein Denken in der Religionsphiloſophie am meiſten, mehr noch als in der Aeſthetik, weil er ſich in ihr am ſtärkſten von den perſönlichen ſeeliſchen Gegebenheiten entfernt; er merkt nicht, daß Religion kein Rechenexempel auf grund rationaler Empirie, ſondern individuelle Gefühlsangelegenheit iſt, deren Bedeutung und Aufgabe ſich nur dem eröffnet, der über aller Logik die köſtliche Paſſivität perſönlicher Hingabe nicht verlernt hat.

Karl Bornhauſen

Die Entſtehung der lutheriſchen und der reformierten Kirchenlehre ſamt ihren innerproteſtantiſchen Gegenſätzen. Von DDr. Paul Tſchackert, Profeſſor der Theologie in Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1910. 645 S. 16, gebunden 18,40 Mk.

Dieſes Werk des inzwiſchen verſtorbenen Kirchenhiſtorikers habe ich bald nach ſeinem Erſcheinen geleſen. Es gehört zu den Büchern, die dem Kundigen zu wenig, dem Ungelehrten zu viel bieten. So blieb ich mit einer Empfehlung im Rückſtande. Aber ich werde mit Recht darauf aufmerkſam gemacht, daß in einer Zeit wie dieſer, die immer neu den Wert der „Bekenntniſſe" erörtert. zum teil ſo leidenſchaftlich und ſo unfruchtbar, ein Buch wie das Tſchackertſche beſonders gute Dienſte leiſten könnte. Allen denen, die nicht in der Lage oder nicht Willens ſind, aus den Quellen zu ſchöpfen, und die doch reichlichere Kenntnis von dem haben möchten, was die Bekenntnisbildung und die ganze Lehrentwicklung jener Tage eigentlich bedeutet. Sie finden eine Menge wichtiger Worte hier beiſammen, die fremdſprachigen verdeutſcht, und gewinnen einen umfaſſenden Einblick in die geſchichtlichen Momente, aus denen ſie hervorgegangen ſind. R

Die Dienſtentlaſſung des Pfarrers Lic. Traub. Von D. Adolf Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs. 32 S. 50 Pfg.

Was geht uns Pfarrer die Verurteilung des Pfarrers Traub an? Ein Wort zum Frieden von D. Friedrich Michael Schiele, Pfarrer an der Dorotheenſtadtkirche zu Berlin. Berlin-Schöneberg, Proteſtantiſcher Schriftenvertrieb. 28 S. 50 Pfg.

Predigt des Pfarrers Wilhelm Landgrebe in Aachen am 8. September 1912 nach Bekanntwerden des Berliner Urteils über Pfarrer Lic. G. Traub in Dortmund. Aachener Verlags- und Druckerei-Geſellſchaft. 8 S. 10 Pfg.

Kirchliche Chronik: Das Urteil des preußiſchen Oberkirchenrats über Traub analyſiert und beurteilt. Von Profeſſor D. O. Baumgarten in Kiel. Im Septemberheft der Monatsſchrift Evangeliſche Freiheit. Tübingen, J. C. B. Mohr. 16 S.

Die Schrift Harnacks iſt ſchon in voriger Nummer dringend empfohlen. Der Verfaſſer geht zunächſt auf den Prozeß ſelbſt ein, um alsbald von dem Symptom auf das Uebel hinzulenken, an dem unſre Kirche krank iſt. Schiele verweilt bei den Konſequenzen, die das Urteil für den Pfarrerſtand in ſich ſchließt. Er prüft, was es mit dem Beamtencharakter des Pfarrers auf ſich hat, und macht deſſen unmittelbare göttliche Sendung wider die zwiſcheneingekommene Inſtitution des Kirchenregiments geltend. Landgrebe fragt nach der Verpflichtung, die der Pfarrer gegen ſeine Gemeinde, gegen die Landeskirche und gegen Chriſtus hat. Baumgarten ſetzt ſich mit dem Urteil Punkt für Punkt auseinander; da er als Traubs Genoſſe bei der Verteidigung Jathos einen Teil der beurteilten Vorgänge genauer kennt als irgend ein Andrer, iſt ſein Votum von ganz beſondrem Gewicht. — Derſelbe Baumgarten iſt mit einem fünffachen „Unwahr" in Nr. 38 der Chriſtlichen Freiheit dem Spruch des Oberkirchenrats entgegengetreten. Eine Antwort darauf „von wohlunterrichteter Seite" hat die Kreuzzeitung Nr. 451 Abendausgabe veröffentlicht, von der Norddeutſchen Allgemeinen unterſtrichen. Durch dieſe Dinge findet ſich unſereiner nicht mehr durch, da kann nur das Gericht entſcheiden. Und auch das Gericht wird nicht ändern können, daß dieſelben Sachen und Vorgänge von den verſchiedenen Menſchen verſchieden geſehen und erlebt werden. So dankenswert daher auch und ſo notwendig Analyſen wie die der Baumgartenſchen Chronik ſind, wir Andern müſſen die Wege Harnacks und Schieles gehn, die uns von der zufälligen Hiſtorie zum Streit um die großen Sachen führen. Um die iſt es ja ſelbſtverſtändlich auch Baumgarten im Grunde zu tun. R

Kleine Mitteilungen. Ein Laienwort zum Fall Traub, ſo hatte die Verfaſſerin ihren obigen Artikel ſelbſt überſchrieben. Und wir druckten ihn als Probe aus einer Fülle von Zuſchriften, die durch dies Exempel doch nur ungenügend illuſtriert ſind. Inſonderheit war er uns als eine Stimme aus Württemberg wertvoll. Der Prophet gilt ſonſt nichts in ſeinem Vaterlande. Und unweit dem Berliner Oberkirchenrat hat man in heilloſem Geſchwätz verſucht, dem Pfarrer Traub aus ſeiner ſchwäbiſchen Vergangenheit Stricke zu drehn. So mag obiger Artikel ſich zu den beiden unzweideutigen Erklärungen geſellen, mit denen die Württemberger auf Traubs Abſetzung geantwortet haben: vgl. Chriſtliche Freiheit Nr. 39.

Wenn es Tatſache iſt, daß auch unſre konſervativen Kirchenchriſten dies grauſame Urteil vom Oberkirchenrat nicht erwartet haben, ſo wirkt peinlich, daß die führenden Organe dieſer Richtung nun doch in ſolchem Falle das Wort freimütiger Kritik nicht finden. Muß denn alles gemeinſame Empfinden in Parteitendenzen untergehn? Wie knickt z. B. die „Reformation", die doch ſonſt den Mannesmut vor Königstronen pflegt, vor dem Richterſpruch zuſammen und bekennt, plötzlich von Traub ein ganz andres Bild bekommen zu haben! So? ſie kannte alſo den Mann vorher nicht?? Die Journaliſten und Redakteure auf der andern Seite können ſich darauf verlaſſen, wenn ihre Schriftſtellerei vom Oberkirchenrat ſo rigoros geſtraft worden wäre, wir hätten ihnen beigeſtanden. Soll ich an unſre Behandlung der Fälle Klein und Horſt, an unſer Eintreten für die welfiſchen Paſtoren erinnern? Ich tue es nicht, um Dank oder Revanche zu begehren, ſondern nur um die, welche ein Ohr dafür haben, daran zu erinnern, daß es doch bei dem Kampf um Traub Geſichtspunkte gibt, die über den Parteigegenſätzen liegen, und daß unſer Zorn wahrhaftig nicht bloß die leidenſchaftliche Erregung eines getretenen Liberalismus iſt, ſondern die Sorge um ein evangeliſch-kirchliches Geſamtintereſſe.

In unſerm Bericht über den Erfurter Gemeindetag Nr. 19 Sp. 456 war von einer Kinderzeitung die Rede, die Paſtor Charles Wagner in Paris herausgibt. Wiederholte Anfragen aus dem Leſerkreiſe veranlaßten uns, Näheres darüber einzuholen. Es handelt ſich um wöchentliche Beiträge, die Paſtor Wagner zu einem Schulblatt für Lehrer beiſteuert. Dies Blatt heißt: Manuel général de l'instruction primaire und erſcheint bei Hachette & Cie. 79 Boulevard Saint-Germain Paris, der Jahrgang 8 Frcs. für das Ausland. Von jenen Schulgeſprächen ſind (wohl im gleichen Verlag) vier Serien in drei Bänden geſammelt herausgegeben: 1. Pour les Petits et les Grands, 2. A travers les Choses et les Hommes, 3. Par le Sourire. Von dem letzten Bande iſt eine deutſche Ueberſetzung unterwegs.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Verſammlungskalender

5.— 7.	Oktober	Verband für Internationale Verſtändigung Heidelberg
7.—10.	„	Kurſus für evangeliſche Preßarbeiter Halle
7.—10.	„	Zweiter Miſſionslehrkurſus Berlin
7.—11.	„	Ferienkurſus der Freunde der Chriſtlichen Welt in Schleswig-Holſtein Malente-Gremsmühlen
8.—18.	„	Apologetiſcher Inſtruktionskurſus Berlin
10.—12.	„	Deutſcher Jugendgerichtstag Frankfurt a. M.
14.—19.	„	Herrnhuter Miſſionswoche Herrnhut
15.—16.	„	Rheiniſch-Weſtfäliſche Gefängnisgeſellſchaft Düſſeldorf
15.—17.	„	Ferienkurſus Bonn
17.—20.	„	Geſellſchaft für Hochſchulpädagogik Leipzig

Sächsische kirchliche Konferenz

Herbsttagung Mittwoch den 9. Oktober vormittags 11 Uhr im Kleinen Saale des Kaufmännischen Vereinshauses in Chemnitz. Es werden sprechen: Herr Professor D. Gunkel aus Gießen über „Sagenvergleichung im Alten Testament“ und Herr Pfarrer Lic. Naumann aus Böhlitz-Ehrenberg über „Der Rückgang der Abendmahlsziffer“.

Zu zahlreicher Beteiligung ladet ein

Pirna, im September 1912 Sup. Kröber

Theologiſcher Kurſus zu Jena

21. und 22. Oktober

Profeſſor D. Lietzmann über den Römiſchen Aufenthalt des Petrus und Paulus unter Berückſichtigung der neueren archäologiſchen Forſchung.

Profeſſor Lic. Glaue über Vorſtufen und Anfänge der chriſtlichen Predigt.

Prof. Dr. Detmer über mechaniſtiſche und teleologiſche Weltbetrachtung.

Je dreiſtündig. Voranmeldung nicht erforderlich. Teilnehmerkarten zu 3 Mk. im Univerſitätsgebäude. Programm auf Wunſch durch Diakonus Arper-Weimar.

Soeben sind in meinem Verlag neu erschienen:

Rittelmeyer, Jesus. Vorträge. $1\frac{3}{4}$ Mk. br., $2\frac{1}{2}$ Mk. geb.

Geyer, Ewige Freude. 3 Mk. br., 4 Mk. geb.

Heinrich Kerler, Verlags-Conto, **Ulm**

Unſere **Vermählung**, die am 18. September in Elmshorn in Holſtein ſtattfand, beehren wir uns anzuzeigen.

Pfarrer Oswald Roenneke
und **Frau Bella**, geb. **Wieſe**

Ratekau bei Schwartau, Fürſtentum Lübeck

Suſe Margarete

Die glückliche Geburt eines zweiten **Töchterchens** zeigen hocherfreut an

Stadtvermeſſungs-Amtmann Dipl.-Ing. **Rade** u. Frau **Leni** geb. **Graf**

Dresden, 28. September 1912
Struveſtraße 40

Cand. theol. ſucht für Winterſemeſter Stellung als Gehilfe des Geiſtlichen oder ähnliches. c. th. **Müller, Herrnhut** i. Sa. Archiv.

Junger Schweizer Theologe ſucht **Stelle** als **Vikar** (event. Pfarrer) an deutſchſprechender Diaſporagemeinde im Ausland. Offerten zu richten an das reformierte Pfarramt Solothurn (Schweiz).

Kandidat der Theologie ſucht gegen mäßiges Honorar **Stellung**, die ihm Einführung in die Praxis und wiſſenſchaftliche Förderung gewährt. Offerten an den Verlag unter **B. R. 22.**

Geſucht für ſofort zuverläſſige, ältere

Jungfer

für perſönliche Bedienung und als Reiſebegleitung einer leidenden Dame geeignet, im Friſieren und Schneidern durchaus erfahren.

Frau Staatsminiſter von Möller Berlin, z. Zt. **Brackwede**, Weſtf.

Universität Jena

Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos

Universitätsamt

Venedig
Christl. Hospiz.
Campo S. Angelo
Pension 5—6 Lire.

Töchterheim „Hausmutterſchule“

im Ev. Fröbelſeminar Caſſel

Hauswirtſchaftliche Ausbildung, geiſtige Fortbildung, Einführung in ſoziale Arbeit.

Ev. Fröbelſeminar und Erziehungsheim Caſſel

(Zweiganſtalt des Ev. Diakonievereins)

Ausbildung zur ſtaatl. geprüften **Kindergärtnerin** und **Jugendleiterin.** Näheres ſ. Broſchüre; „Die Arbeit im Ev. Fröbelſeminar.“ Verſand durch die Anſtaltsleitung.

Für das Kuratorium: D. Pfeiffer, Generalſuperintendent

Theologiſcher Ferienkurſus

in Malente-Gremsmühlen vom 7. bis 11. Oktober 1912

Montag $8\frac{1}{4}$ Uhr abends Andacht von Paſtor Schmidt-Lauenburg. — $8\frac{1}{2}$ Uhr: Frau Schoenemann (Harten-Hoencke): Die Christian Science.

Dienſtag 9 Uhr Anſprache von Paſtor Peterſen-Ottenſen. — $9\frac{1}{2}$ Uhr: Profeſſor D. Baumgarten: Der moderne Menſch und die Sünde. — 8 Uhr Paſtor Adamſen-Flensburg: Erziehung zu kirchlicher Volksgemeinſchaft.

Mittwoch 9 Uhr Profeſſor D. Baumgarten (2. Hälfte). — 8 Uhr Paſtor Fedderſen-Kirchſteinbek: Predigtamt und ſchöne Literatur.

Donnerſtag 9 Uhr Profeſſor D. Heitmüller-Marburg: Helleniſtiſche Myſterienreligionen und ihr Verhältnis zum Urchriſtentum. — 8 Uhr Paſtor v. Wicht-Garſtedt: Die Perſönlichkeit Gottes.

Freitag 9 Uhr Profeſſor D. Heitmüller (2. Hälfte).

Der ganze Kurſus 4 Mark, der einzelne Tag 2 Mark, ein Abendvortrag 1 Mark. Verpflegung 5 Mark pro Tag. Anmeldungen an Herrn Fick, Kurhotel Luiſenhöhe in Malente bei Eutin, ſpäteſtens bis 6. Oktober.

Der Vorſtand

Wissenschaftlicher Ferienkursus

für Theologen aus Rheinland und Westfalen in Bonn am 15., 16. und 17. Oktober

Gäste (auch Damen) sind willkommen

Dienstag, den 15. Oktober 3 Uhr Professor D. Smend-Straßburg: „Die Reform der preußischen Agende mit besonderer Berücksichtigung der Konfirmationsordnung.“ — 6 Uhr Professor D. Clemen-Bonn: „Der Einfluß der Mysterienreligionen auf das älteste Christentum.“

Mittwoch, den 16. Oktober 9 Uhr Smend wie oben. — 11 Uhr Clemen wie oben. — 5 Uhr Professor D. Weiß-Heidelberg: „Das Problem der Entstehung des Christentums.“

Donnerstag, den 17. Oktober 9 Uhr Weiß wie oben.

Im Evangelischen Gemeindehause, Rathausgasse 2. Teilnehmerbeitrag 5 Mk. Vorherige Einsendung an Superintendent Haardt, Wesel, erwünscht.

Evangeliſch-Soziale Frauenkurſe in Berlin

zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen

in Angliederung an die ſoziale Frauenſchule von Dr. Alice Salomon. Einführung in den praktiſchen Betrieb der Gemeindearbeit, in kirchliche Jugend- und Armenpflege, Büroarbeit im Gemeindedienſt. Vorträge und Ausſprache über religiös-ſoziale Probleme. Beginn Oktober 1912.

Proſpekte und Auskunft durch die Geſchäftsſtelle:

Frl. Rodenacker, Charlottenburg, Marchſtr. 4/5.

Preußiſcher Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majeſtät der Kaiſer)

Billigſte Lebensverſicherungs-Geſellſchaft für alle deutſchen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geiſtlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmänniſche und ſonſtige Privat-Beamte.

Verſicherungsbeſtand 413 140 790 M. Vermögensbeſtand 153 133 000 M.

Ueberſchuß im Geſchäftsjahre 1911: rund 4 700 000 M.

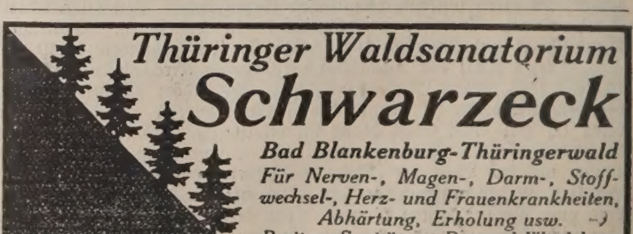
Alle Gewinne werden zu Gunſten der Mitglieder der Lebensverſicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr ſteigen und bei längerer Verſicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem erſten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigſten Verwaltungskoſten aller deutſchen Geſellſchaften.

Wer rechnen kann, wird ſich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Geſellſchaften die günſtigſten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Geſellſchaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten uſw. in Ausſicht geſtellten Vergünſtigungen in Abzug bringt. **Man leſe die Druckſchrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensverſicherung.**

Zuſendung der Druckſachen erfolgt auf Anfordern koſtenfrei durch

Die Direktion des Preußiſchen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Druckſachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in dieſem Blatte Bezug nehmen.



Thüringer Waldsanatorium
Schwarzeck
Bad Blankenburg-Thüringerwald
Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Abhärtung, Erholung usw.
Besitzer Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg

Verlag der Chriſtlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu zwei Beilagen: ein literariſcher Proſpekt von der Verlagsbuchhandlung Ernſt Wunderlich in Leipzig (Evangeliſches Religionsbuch von Reukauf und Heyn); und ein Proſpekt von der Pianofortefabrik Hug & Co. in Leipzig über Pianinos